

Ersteinständig
nachmitt. mit Ausnahme
der Sonn- und Feiertage.

Abonnementspreis
monatlich 60 Pf.
vierteljährlich 1,50 Mk.
Halbjährlich 3,00 Mk.
Jahrespreis 6,00 Mk.
"durch die Post bezogen
1,00 Mk. extra, bezugslos."

„Die Neue Welt“
(Wochenzeitung),
durch die Post nicht be-
zogen, kostet monatlich
vierteljährlich 80 Pf.

Telephon Nr. 1047.
Verlagsamt: Halle a. S.
Postfach 1111.



Insertionsgebühr
betragt für die Spalten
Pfeile über deren Raum
30 Pf. für Wohnungs-
Anzeigen, 40 Pf. für
Anzeigen, 50 Pf. für
Anzeigen, 60 Pf. für
Anzeigen, 70 Pf. für
Anzeigen.

Interate
für die fällige Nummer
müssen spätestens bis
mittags 10 Uhr in der
Expedition eingegangen
sein.

Eintragungen in die
Poststempel-Ekte
unter Nr. 7589.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Draumburg-Weißfels-Reitz, Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21. Hof 2 C

Expedition: Geisstr. 21. Hof part. 7

Sozialdemokratischer Parteitag.

Lübeck, den 23. Sept. 1901.
Erster Verhandlungstag.
Nadmittags-Sitzung.

Singer eröffnet um 3 Uhr die Sitzung mit der Verlesung einiger Begrüßungsschreiben.

Darauf wird die Debatte über den Vorstandsbericht fortgesetzt.
Wintskies-Rede: Auf das Pamphlet, das Frau Vurenburg vorgebracht hat, will ich nicht eingehen, ich will mich nicht blamieren, indem ich auf ein so menschenfeindliches Gebot eingehe. (Geheiß.) Genosse Hengsbach hat einen Brief des Genossen Morawski erwähnt. Darauf kann ich auch nicht eingehen, denn Genosse Morawski ist nicht ameiend und kann sich nicht verteidigen. — Unsere Sache geht heute besser, jetztem wir Ihre Unterfertigung nicht mehr haben, denn die politischen Arbeiter haben dadurch einsehen gelernt, daß sie für ihre Sache auch Opfer bringen müssen. Materielle Hilfe verlangen wir nicht, uns aber moralische Unterfertigung zu gewöhnen ist eure Pflicht.

Wintskies-Rede: Es ist zu begrüßen, daß hier die Debatte wieder angeknüpft worden ist. Für uns, die wir in politischen Kreisen arbeiten, ist es sehr wichtig, für politischen Agitation sind gewiss die als Polen geborenen Agitatoren am geeignetsten. Wir hoffen, daß Genosse Gaale eine bessere Verbindung der politischen Bewegung mit der Partei herbeiführen würde. Wo er deutlich sprach, hat er das auch getan, mit ihm aber gefagt worden, daß er dort, wo er politisch sprach, nicht in unserem Sinne wirkte. Wir denken daran, uns junge Kräfte aus den politischen Arbeitern selbst herauszusuchen. Die Zeit für die Gewinnung der Polen ist durchaus günstig. Es herrscht in unserm Volksgenossen große Erregung auch gegen das Zentrum. Wir haben uns mit der Genossin Vurenburg bereits Ausarbeitung eines Flugblattes in Verbindung gesetzt. Auch sprechen sollte Genossin Vurenburg bei uns, die Polizei hat es nicht gestattet. Hoffentlich sorgt der Parteivorstand dafür, daß geeigneter Ort und unserer Gegend kommt.

Braun-Königsberg: Groß sprach davon, daß sich Landarbeiter als Präbuzenten fühlen, ich habe solche noch nicht gefunden. Auch die Landarbeiter fühlen sich als Konjumenten, wie die Industriearbeiter. Sie haben ja auch nichts zu verkaufen. Haben doch selten Kleinbauern etwas zu verkaufen! Die Landarbeiter fühlen mit Recht, daß ihr Verdienst nach der Erhöhung der Miete kleiner wird. Ich halte kein besonderes Flugblatt für die Landarbeitern für notwendig, ebensowenig für die Frauen in der Industrie. Das letzte Flugblatt des Vorstandes war durchaus geeignet auch für die Landarbeiter und ihre Frauen. Wenn in der Gazette Notizen von einer Niederlage in Memel nachdruck gemacht worden ist, so ist das falsch und lächerlich. Die Witzen stellen gar nicht die Fortbewegung wie die Polen in einzelnen Bezirken. Wir treten nicht in die Fußstapfen der Kontervativen, die sich nur dadurch helfen können, daß sie das Vaterland künstlich großziehen. Wir suchen uns den Vätern als deutsche Sozialdemokraten verständlich zu machen und haben damit sogar bei den litauischen Kleinbauern Erfolg erzielt.
Frau Hitz: Gegenüber den Genossen Braun möchte ich dringend die Herausgabe eines besonderen Flugblattes für die Frauen bejournen. Gerade in den russisch-

den Gegenden müssen die Frauen über den ungeheuerlichen Schaden belehrt werden, der ihnen für ihren Haushalt durch die Erhöhung der Miete erwachsen wird. Sehr häufig kommt es noch vor, daß die Frauen aus den Verarmungen, wo solche Fragen erörtert werden, hinausgeworfen werden. Daher muß für sie ein besonderes Flugblatt geschaffen werden. Dem Verlangen Großs, auf die Landarbeiter besondere Rücksicht in diesem Flugblatt zu nehmen, soll Bedacht genommen werden. Wir müssen anfragen, die so tief in das wirtschaftliche Leben eingreifen, bei untrier Agitation aufzuheben, dann wird es uns auch gelingen, die Frauen für uns zu gewinnen, und ich bin überzeugt, daß sich diese bereits bei den flammenden Protestversammlungen, die noch gegen den Zollwucher abgehalten werden, zeigen wird. Durch die Teilnahme der Frauen an ihnen werden die Protestversammlungen noch wirksamer erweitert und die Erfolge der energisch betriebenen Agitation unter den Frauen werden sicherlich auch bei den nächsten Reichstagswahlen zu Tage treten. (Beifall.)

Vedebour-Berlin: Ich bleibe dabei, daß wir zu einem gezielten Zusammenarbeiten mit den Polen kommen müssen. Es geht nicht, daß sich zwei sozialdemokratische Organisationen betreiben. Wir müssen damit rechnen, daß bei allen Nationen Europas das nationale Empfinden aus höchster Gewohnheit ist. Das Recht der Mutterpride muß auch den Polen gewahrt bleiben. Wir würden uns unsere Mutterpride auch nicht nehmen lassen, wenn wir das Unrecht hätten, unter fremdbrädischen Regierung zu leben. Genossin Vurenburg sagt, wir unterstützen die verschiedenen Polen auch. Das thun wir auch. Wir wollen aber der politischen Organisation die Gleichberechtigung nicht vertragen. Das hat heute Frau Vurenburg gethan. Sie hat sich damit in Widerspruch mit ihrem eigenen Verhalten gesetzt, denn sie ist auf dem internationalen Kongress in Paris als Vertreterin der politischen Sozialdemokratie aufgetreten. (Frau Vurenburg ruft: So lange die Organisation besteht.) Die Organisation besteht noch heute. Dieser glaube ich, daß der Satz, Frauen haben keine Vogt, auf Frau Vurenburg nicht paßt. Ich habe mich zu meinem Bedauern darin geäußert. Wir kommt es mit meiner Resolution einzig auf die Gleichberechtigung der politischen Organisation an. Für die Streitigkeiten der Polen unter einander habe ich nicht ein. Ich will sogar zugeben, daß auf der anderen Seite sehr viel mehr geübt wird. Aber es entspricht dem Wesen des internationalen Sozialismus, daß das Nationale nicht erörtert, sondern als gleichberechtigt anerkannt wird. Deshalb bitte ich Sie um Annahme meiner Resolution. (Beifall.)

Ein Antrag auf Schluß der Diskussion wird hierauf angenommen.
Singer: Während der Rede der Genossin Vurenburg hat der am Berichterstattung amende Dr. Gumpelwicz mit lauter Stimme dazwischengerufen: „Geloan, frech gelobt.“ Bei dem damals herrschenden Lärm hat dieser Ausdruck nicht in dem Gehör der Zuhörer sich eingeleitet, die Sitzung hat mir dann Dr. Gumpelwicz persönlich ausgesetzt, solche Zwischenrufe zu unterlassen. Da aber der inzwischen erichene Vizepräsident diesen Vorgang aufgenommen hat, mußte ich darauf zurückkommen und muß nimmehr den Parteitag auf das entscheidende dagegen verwarren, daß ein als Berichterstattung amende der Stoffe sich an der Diskussion beteiligen darf, noch dazu in einer Weise, die allen parlamentarischen Gepflogenheiten widerspricht.
Franke: Ich werde noch einmal auf die Votenfrage ein. Er sagt: Wollen die Polen sich mit uns verständigen, wir sind

nicht abgeneigt mit ihnen in Frieden zu leben. Es kann aber bekanntlich der Friede nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir haben es erlebt, daß polnische Genossen, die sehr gut Deutsch sprechen konnten, erklärt haben, daß sie der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Einen solchen Fall habe ich mit dem Genossen Dnlong aus Oberschlesien auf unserem Parteitag erlebt. Wegen den Genossen Waltraud will ehrenrührige Schritte erhoben worden, die aber in keiner Weise erwidert werden können. Wir haben deshalb kein Bedenken getragen, Waltraud in Polen als Reichstagskandidatin aufzustellen. Geht es den Polen jetzt nach der Trennung von uns so gut, so können sie ja mit der Trennung zufrieden sein. Der jetzige Zustand wird so lange dauern, bis die Polen das Bedürfnis fühlen, sich uns wieder zu nähern. Wir sind bereit, die sich aus der internationalen Solidarität ergebenden Verpflichtungen zu erfüllen.

Was der von Hengsbach berechnete Antrag anlangt, so muß ich trotz jeder Rede auf meinen abweichenden Standpunkt verharren. Hengsbach kandidiert im Wahlkreis Duisburg, das verleiht ihm zu dem Grund, alle Kraft auf diesen Wahlkreis zu konzentrieren. Wird der Antrag Baader hier angenommen, so wird ihn der Vorstand gern ausführen.

Gerlich und Weiler berichten auf das Schlußwort.
Der Antrag erstellte dem Parteivorstand Bescheid.
Der Antrag Baader, Berlin betr. Herausgabe eines Postflugblattes für die Frauen wird angenommen. — Gegen den Antrag Vurenburg, über die Resolution Vedebour (Polenfrage) zur Tagesordnung überzugehen. Die anderen Anträge werden abgelehnt.

Es werden jetzt die Anträge zum Punkt Briefe verhandelt. Der Bericht des Vorstandes über die Briefe soll morgen in geschlossener Sitzung zur Diskussion erliegen.
Braun-Königsberg bejourniert folgenden Antrag der Genossen in Memel: Es wird monatlich eine Ausgabe des litauischen Landboten in litauischer Sprache zur Verbreitung unter der litauischen Bevölkerung Litauens zu einem billigen Abonnementpreis herausgegeben. Das Verlangen wird nicht als Vaterland künstlich großziehen, das so ist es doch natürlich notwendig, zu den Vätern in ihrer Sprache zu reden.
Auf Antrag Gerlich wird dieser Antrag dem Parteivorstand zur Berücksichtigung überwiehen.

Ein Antrag Breslau, daß die Parteiblätter nur die Neue Welt als Unterhaltungsbeilage beizulegen haben, wird für die geschlossene Sitzung zurückgestellt.

Nach unmitteldriger Debatte wird beschloffen, den Antrag Geneseder-Vöschl a. M. das demnachst erscheinende parlamentarische Handbuch des Vertrauensleuten und Agitatoren zum Selbstkostenpreis abzugeben, dem Parteivorstand zur Berücksichtigung zu überwiehen.

Der Antrag erstlich erwirbt den Antrag, den Preis des Neuen Welt-Kalenders von 40 auf 30 Pf. herabzusetzen. Gerade mit dem Kalender ist die Möglichkeit gegeben, an die Indifferenten heranzukommen.

Gerard-Damburg bittet, den Antrag abzulehnen, da bei diesem Preis ein Defizit des Kalenders die Folge sein würde. Jetzt betrage der Ueberzuss nur 5-6000 Mk. bei einer Auflage von 140.000.
Darauf wird der Antrag abgelehnt.
Es findet nun eine allgemeine Diskussion über die Parteiliteratur statt.

76) [Nachdruck verboten.]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überetzt von Leopold Rosenzweig.

Doch wenn bloß das Volk der Arbeiter auf der Crecherie erfolgreich gewesen wäre, so wäre dies lediglich ein glückliches Ereignis gewesen, über dessen Folgen man hätte freieren lassen können. Aber was dieses Ereignis entscheidend machte und ihm außerordentliche Bedeutung verlieh, das war, daß die Banerri von Combettes auch ihrerseits erfolgreich waren in ihrer Verbindung und in der Agitation, die sie zwischen der Fabrik und dem Dorf gebildet hatte. Und hier war man erst am Anfang, aber welche gewaltige Reichtümer lagerten sich bereits an! Seit dem Tage, da der Gemeindevorsteher Genant und sein Stellvertreter Plomont sich unter dem Zwang ihrer Interessen verbanden und alle kleinen Grundeigentümer der Gemeinde überredet hatten, sich zu vereinigen und ihre kleinen Bodenlappen zusammenzulegen, um ein einziges großes Gut von mehreren Hektaren daraus zu bilden, hatte der Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt. Bis dahin waren die Bauern in letzterer Zeit, die Erde da Bantrout gemacht zu haben, wie auf der ganzen weiten Ebene der Normandie, die einst so fruchtbar, nun einen mageren Anblick bot mit ihren leichten, dünnliegenden Humen. Im Wirtschaften war dies aber nicht anders als die Folge der faulen Rodfähigkeit und der eigenartigen Unwissenheit der Menschen, der veralteten Bearbeitungsmethode, des Mangels an Maschinen, an Dünger und an gutem Einemischen. Welche überwältigende Lehre der Thatfachen ergab sich daher, als die Bauern von Combettes begannen, ihre Acker gemeinschaftlich als ein einziges großes Gut zu bewirtschaften. Sie konnten den Dünger zu billigen Preisen, sie versorgten sich in der Crecherie mit Getreide und Maschinen, man konnte sich dieser Getreide, Gemüse und Wein liefern. Das bildete eben ihre Stärke, daß sie nicht mehr isoliert waren, daß sich, fortan unzerstörbar, das Band der Solidarität zwischen Dorf und Fabrik erglühende hatte. Das, was so lange für unmöglich gehalten worden, die Verbindung zwischen Bauer und Arbeiter, das war hier bewirklich, der

Bauer lieferte das närende Brot, der Arbeiter das Eisen, womit die Erde bearbeitet wird, damit das Brot auf ihr wachse. Wenn die Crecherie Combettes bedürfte, so hätte Combettes nicht ohne die Crecherie können. Man war die Vereinigung vollzogen, die sich gebildet hatte, als die glückliche Gesellschaft der Zukunft entworfen sollte. Und welche wunderbare Schauspiel, das Wiederwachen dieser Ebene, die getrennt fast überdies hatte und sich heute mit reicher Ernte bedeckte! Amitten der anderen Acker, die noch unter dem Blick der Unwissenheit und Fahrlässigkeit litten, breiteten sich die von Combettes wie ein kleines Meer umgebenen Grund, das die ganze Umgebung mit Stäuben und immer größerem Reich bedeckte. Solche Dürre, solche Unfruchtbarkeit getrennt, und so viel Segen, so viel Ueberfließende! Warum also nicht das Beispiel derer von Combettes befolgen? Auch begannen die Nachbargemeinden sich für die Sache zu interessieren und sich darüber zu erkundigen, schon schienen sich einzelne an, das lebende Wort nachzumachen. Es verlautete, daß die Gemeindevorstände von Fleuranges, von Vignerolles, von Gennebeur Agitationspläne entworfen hätten und nun Unterschriften dafür sammelten. Bald wuchs wohl das kleine grüne Meer, vergrößerte sich mit anderen Meeren, dehnte seine Flut fruchtbareren Bodens immer weiter und weiter, bis daß die ganze große Normandie, so weit der Blick reicht, nichts als ein einziges großes Gut, ein einziger Ocean von Galmen war, der ein ganzes glückliches Volk nähren konnte. Und diese Zeit war nahe, denn auch die närende Erde war auf dem Wege nach dem glücklichen Zustand der Zukunft.

Dit machte Lucus zu seiner Vergnügen lange Spaziergänge durch die fruchtbarsten Felder, er erlegte dabei manchmal Feuilleton, dem Vater Feuilleton, der ebenfalls die Hände in den Taiden, längs der Meere hinstreckte und in seiner Idemielagen, verblühenden Weiden auf die reichten Ernten blickte, die aus dem so wohlbehaltenen Boden wuchsen. Lucus wachte, wachte großen Anteil der Bauern an den weitläufigen Weiden und Anwesen, die er wachte, daß es auch heute noch ihr Hutgeber war. Und er war höchst erheitert, zu sehen, in welchem Zustande der Verwahrlosung Feuilleton die von ihm gepädneten Weiden lieb, so daß ihre schwach benutzten Flächen sich von denen von Combettes deutlich abhoben, neben ihrer reichen Fruchtbarkeit fast wie ein abend Land ersehienen. Als sie eines Morgens miteinander auf einem Wege dahin-

gingen, der die beiden Gebiete von einander schied, konnte Lucus sich nicht enthalten, den Vätker über diesen Gegenstand zu befragen.

Der Vätker sagte mir nur, Feuilleton, ich meine Sie sich nicht ein wenig, daß Sie Ihre Acker in so schlechtem Zustande lassen, wenn da gleich daneben die Ihrer Nachbarn so außerordentlich bewirtschaftet sind? Schon Ihr eigenes Interesse sollte Sie zu fleißigerer und intelligenterer Bebauung drängen, zu der Sie auch, wie ich überzeugt bin, alle Fähigkeiten besitzen.

Der Vätker sagte fast aller Antwort nur ein schwaches Achelt. Dann sagte er mir, die Mühe ist mir nicht wert, Sie zu wissen Sie, Herr Lucus, ich schämte mir zu viel Vurus für arme Leute wie wir. Und was mein Interesse betrifft, so erfordert es, daß ich diesen Acker, die nicht mit geldern, gerade nur so viel abgimme, als ich zum Leben gebrauche. Das thue ich, ich behauze Sie, so weit es nötig ist, um Brot zu haben, denn ich wäre doch zu dumm, wenn ich Sie dünne, wenn ich Sie verbergen würde, da dies doch niemand anderem als gute Säme als Monsieur Feuilleton, der mich hinauswerfen kann, sowie der Nacht zu Ende ist. Mein, nein! Damit man aus einem Feld ein gutes Feld mache, muß es einem selber gegeben oder, noch besser, allen gemeinsam.

Er sprach mit einem gewissen Spott von denen, die den Bauern anrathen, Liebet die Erde, liebet die Erde. Ja, er wollte sie schon lieben, aber nur, wenn sie auch ihn liebte, das heißt, er wollte sie nicht für andere lieben. Er wiederholte, sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater hätten sie unter dem Joch der Ausbeuter geliebt, ohne anderes davon zu haben als Reiben und Geld. Nun denn, er hatte keine Lust, sich länger so schamlos ausbeuten zu lassen, er wollte nicht länger der Mars des Wohlthuns sein, wollte nicht die Erde lieben, nurweder, befrachten, damit der Grundeigentümer ihm dann einfach die Mutter samt dem Kinde, allen Ertrag seiner harten Mühe wegnehme.

Die Schwärmer folgten. Dann sagte er noch mit leiserer Stimme im Tone konzentrierter Anschloffenheit hinzu: „Ja die Erde muß allen gehören, dann werden wir sie wieder lieben und bebauen. Bis dahin warte ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Blindhoff, Düsseldorf bereitet die Umwandlung des Düsseldorf'schen Kopierblattes in ein selbständiges Organ. Aber auch noch geleistet, es ist jetzt so weit gekommen, daß jedes Dorf in Deutschland ein eigenes Organ haben sollte, aber immer noch hauptsächlich mit Arbeit überhäuft, daß es nicht möglich, das Düsseldorf ein Dorf von 20000 Einwohnern, also das größte Dorf Deutschlands ist. (Gesetzlich) zum mindesten könnten die Düsseldorf'schen Genossen die moralische Unterstützung der Parteileitung beanspruchen. Dann sei das Blatt zu halten.

Gelele-Barmen beantragt die Düsseldorf'sche Gründung. Alle Versuche der Eisenbahn, sich mit den Düsseldorf'schen zu verständigen, seien an deren Verdrängtheit gescheitert. In der Verlegenheit wollten sie jetzt die Schuld den Eisenbahnen aufbürden.

Wengsbach-Rüst tritt für den ihm sehr sympathischen Antrag 103 ein und befragt den Antrag 42 wegen seiner unvollständigen Fassung. Die Ausführungen von Gerich über die Parteifolgebortage seien sehr berechtigt. Der Antrag 50 müsse deshalb abgelehnt werden. Redner beipflichtet die Düsseldorf'schen Angelegenheiten, ebenso

Grimsch-Gierfeld der nach dem bisherigen Gang der Debatte nicht recht verheißt, weshalb die Öffentlichkeit ausgeschlossen worden sei. Redner, der sich auf die Seite der Düsseldorf'schen stellt, verbreitet sich über die lokalen Bemühungen, wird aber von Singer mit der Mahnung unterbrochen, die Diskussion lieber den prinzipiellen Gesichtspunkten zu widmen.

Dielele-Galle fordert sachliche Kenntnisse für die Festlegungsbedingungen. Neidige Erhöhung des Abonnementspreises, richtige Bemessung der Anzeigengebühren, Abhaltung der Gratis-Anzeigen seien die notwendigen Maßnahmen, um den Wählern eine gesunde finanzielle Grundstimmung zu geben. Den Schritten über deren geringen Betrieb Rücksicht gelegt habe, sei ein attester Wert nicht beizumessen. So lange die wirtschaftliche Krise dauere, müsse der Vorstand jeden Fußstapfen zu neuen Blattgründungen ablehnen. Dem Verstreuen auf Gründung besonderer Kopierblätter müsse entgegengetreten werden.

Der Dabitz-Mainz wendet sich gegen Antrag 103. Die Neue Welt erwidert nicht den Bedürfnissen einer Sonntagsbeilage für unsere Tagesblätter. Sie wirkt nicht propagandistisch und ist nicht aktuell. Es ist ein Verstum, durch die Neue Welt Verständnis für die neue Kunst werden zu wollen. Dazu müßten die Illustrationen farbiger sein. Singer erwidert den Redner, nicht zu eingehend über Dinge zu sprechen, die der öffentlichen Beurteilung über die Presse vorbehalten seien. Dazu kommen die finanziellen Bedenken. Unsere Blätter müßten sich nach der Decke strecken.

Singer: Es ist ein Antrag auf Herstellung der Öffentlichkeit eingegangen. Gätten sich die Redner an unsere Bedürfnisse gehalten, so würde dieser Antrag überflüssig. Die Genossen wollten doch verächtlichen, daß sie immer noch in der öffentlichen Verhandlung über die Diskussion über die Presse haben. Alles, was die letzten Redner, namentlich David, ausgesprochen haben, hätte auch öffentlich verhandelt werden können. Die Redner wollen sich doch lieber in dieser Debatte auf die rein finanziellen Erwägungen und auf die Erwägungen über den Betrieb unserer Literatur beschränken.

Der Antrag auf Herstellung der Öffentlichkeit wird, nachdem Parteileitung, Bredel dafür und Wurm in Berlin dagegen gesprochen, abgelehnt.

Epstein-Weißbach stimmt Gerich zu. Die Schuld an den Missständen trage die Abhängigkeit der in der Presse tätigen Genossen von den Verfassungskommissionen, aus denen die Entscheidungen zu wenig Kapital zu Gebote, sie könnten sich kein großes Lager halten. Um den Abzug von Schritten zu sichern, solle die Parteipresse mehr Besprechungen von guten Wählern bringen und dadurch die Arbeiter auf diese Ereignisse hinweisen.

Burm-Berlin ist der Meinung, daß der Inhalt der Presse auch in der Provinz sich gebessert habe. Wenn trotzdem der Auffassung hinter den Erwartungen zurückgeblieben sei, so liege das an der geschicklichen Handhabung. Es fehle vielfach an geeigneten Beratern zum Betrieb der Parteiliteratur. Der Bildungsmangel sei im Volke vorhanden, er müsse nur erzieht werden. (Zustimmung.) Zu den Orten, wo die Genossen für die Presse eine rege Mitwirkung entfaltet haben, seien glänzende Erfolge erzielt. Der Umzug unserer Parteiliteratur, selbst außer Werke, um die uns das Bürgerium streitet, sei viel zu gering. Die Hebernahme in Parteipresse, wie es von Nürnberg her beständig wird, würde den Zustand nur noch mehr verschlechtern. Die Parteipresse nehme zu wenig Notiz von der Parteiliteratur, während sie ellenlange reklamatorische Bahngelächter bürgerlicher Verleger aus fleischlichen Gesichtspunkten aufnehme. (Sehr wahr!) Die Neue Welt allgemein beizulegen, sei finanziell unmöglich. Kleine Blätter können nicht eine so teure Beilage geben, sie stellen sich selbst ihre Beilagen billiger her.

Zum Antrag 50 des Amendement eingeladen, die Wörter „nach Möglichkeit“ einzufügen. Ein erneuter Antrag, die geschlossene Sitzung in eine öffentliche zu verwandeln, den Dielele-Galle begründet und Kleefeld-Berlin beipflichtet, wird mit 90 gegen 115 Stimmen abgelehnt. Der Antrag befragt den Antrag 103 auch in der Fassung des Amendements. Wir haben keine Gratulation und können einen solchen Beschluß nicht durchführen. Die Parteileitung, die die Neue Welt jetzt nicht belegen, werden erklären: Nehmen würden wir sie schon, jetzt aber, wobei die Neue Welt kommt. Die Verbreitung der Neue Welt kann nur so ge-

liebert werden, daß ein möglichst gutes und möglichst billiges Blatt geliefert wird. Die Düsseldorf'schen haben meinen Brief falsch verstanden. Es steht ausdrücklich darin: das Bedürfnis in untern industriellen Provinzen Rheinland und Westfalen nach einer Presse guter Blätter erkennen wir in vollen Worten an, aber die Bewegung trägt sie nur nicht. Hier müßten wir auf die Entwicklung vertrauen. Redner schließt sich im übrigen den Ausführungen Burms an.

Cohn-München beklagt die mangelhafte Unterstützung der Parteipresse durch Abonnements leitens der Genossen und der gemeinschaftlich organisierten Arbeiter und wendet sich gegen den Antrag 42 aus, der für München eine bedeutende Mehrzahl bedeute. Beiläufig des Kopiergenossens Stimme er Burm und Auer bel. Mit der Zunahme der Presse feil Aufhebung des Sozialistengesetzes sei das Bedürfnis nach der weiteren Parteiliteratur bedauerlicher, aber erklärlicherweise im Abnehmen begriffen. Mit der Hebernahme der Kopierpresse in Parteiregale sei er nicht einverstanden.

Schmidt-Rosch hebt hervor, daß das Gelingen der Parteiliteratur in weitere Kreise der maßgebende Gesichtspunkt sein müsse, nicht aber der finanzielle Erfolg.

Stadtthagen-Berlin hält es für wesentlich, den Betrieb untern Kopiergenossens zu organisieren, indem vor der Entscheidung nachzugehen, die der Buchhandel, nun einmal in Deutschland genommen hat. Beiläufig empfahl er sich, daß mal die Leiter untern Parteibehandlung zusammenzutreten, um eine Minderung bezüglich der Kopierpresse und der Preise der Buchdrucker herbeizuführen.

Dr. Cuarc-Braunfurt u. A. bekämpft den Antrag 103. Der Parteivorstand dürfe keine bestimmte Beilage aufgedrungen werden. Der Auer'sche Standpunkt, der Parteiliteratur halber keine Blätter in auswärtsreichen Bezirken zu unterstellen, sei vom Standpunkt moderner Zeitungstechnik aus ein überwindlicher. Die größten Blätter sollten unterstellt und ihre Ausdehnung auf größere Bezirke gefördert werden, ohne daß natürlich ein Universalblatt geschaffen werden dürfte. Die Parteiliteratur dadurch fördern, daß die sozialistischen Vereine dafür engagiert werden.

Ein Antrag auf Schluß der Diskussion, den Hoffmann-Berlin begründet und Löhr beipflichtet, wird angenommen.

Wengsbach und Petard beklagen, durch den Schluß an einer Erwiderung verhindert zu sein.

Das Schlußwort erhebt: Gerich: Ich weiß nicht was die Genossen, die gegen Ausschluß der Öffentlichkeit waren, eigentlich von der geschlossenen Sitzung erwarteten. Erwarteten sie etwa eine Reihe sensationeller Enthüllungen von mir? Fingerzeige habe ich Ihnen geben können. Aber ich habe nicht die Gelegenheit nicht benützt, um sich einmal über die Forderungen des Vereins Arbeiterpresse oder über die Neue Zeit auszusprechen? Lassen Sie in Zukunft solche Gelegenheiten nicht unbenutzt vorbeiziehen! Die Abstimmung ergibt die Ablehnung sämtlicher Anträge (42, 50 und 103).

Es nun beschließen, über die geschlossene Sitzung ein kurzes Resümee der Parteipresse und der übrigen Presse zur Verfügung zu stellen, das auch im Protokoll mit veröffentlicht werden soll.

Damit ist die Tagesordnung der geschlossenen Sitzung erledigt.

Schluß 1 Uhr.

Die Bluttat von Gisleben.

Salze, 24. September.

In heutiger Schwurgerichtssitzung kam die graue Tbat, die am Morgen des 24. Juli d. J. von dem Veramann Karl Hermann Schreiber begangen worden ist, zur Aburteilung. Den Vorsitz führt Landgerichtsrat Giesecke, als Beisitzer wurden Landgerichtsrat Welsch und Assessor Reichmann an. Die Anklagebehörde ist vertreten durch den Ersten Staatsanwalt Höder und als Verteidiger fungiert Rechtskonsulent Triefel. Im Gerichtssaal ist eine große Tafel aufgestellt, um den Geschworenen den Thatort näher zu erläutern. Es sind etwa 30 Zeugen geladen und die schwerkranken Medizinalrat Rauch, Dr. Welsch und Staatsrat Dr. Friele. Der Justizhörsaal ist dicht besetzt. Der Angeklagte, eine kleine schwache Person, wurde nach 1/10 Uhr geschlossen aus der Saal geführt. Er ist 27 Jahre alt, war verheiratet, Vater von einem Kinde und bisher unbekannt. Zur Tat gelegt wurde ihm, am 24. Juli in seiner in der Redtbrocke befindlichen Wohnung seine alt, vorwärts geteilt und diese Tötungen in beiden Fällen mit Heberlegung ausgeführt zu haben.

Aus der Schilderung des Lebenslaufes des Angeklagten ist zu entnehmen, daß er in Gisleben geboren wurde, dort 8 Jahre die Volksschule besuchte und nach seiner Schulzeit in den Dienst der Mannschere Ötzen trat. Er erkrankte, daß er seine Frau auf einem Verbrüchler in Gisleben kennen gelernt, daß er das Verhältnis einmal gelöst habe, weil er, allerdings ohne Grund, angenommen, seine Frau verheiratet noch mit anderen Männern. Am 19. August 1899 habe er sich verheiratet und im darauffolgenden Oktober sei das erste Kind geboren, welches aber später verstarb. Seine Mutter sei bei der Verheiratung gestorben, seine Frau eingetrammen geworden. Seine Frau habe sich aber während der Ehe stets brav und rein geseigt und ihn stets zum Guten en-

gehalten. Am Tage der Hochzeit habe er allerdings einmal in badem Zorn zu seiner Frau, als sie zum Ständesamt nicht fertig war, gesagt: Wenn Du um 1/2 12 nicht fertig bist, dann ist es mit dem Heiraten vorbei. In der ersten Zeit sei die Ehe sehr gut gewesen, es habe auch ganz ganz verdient, pro Monat 80-100 Mark, und seine Frau habe immer die Arbeit geführt. Auch mit seiner Schwiegermutter habe er in guten Einvernehmen gelebt. Bei dem Beginn des Sommers d. J. habe sich aber das gute Verhältnis geändert. In heißen Tagen, wenn er von früh 6 bis mittags 2 Uhr frühlich schlafte, sei er häufig weckend gegangen, wovon seine Frau ungelassen war. Manchmal wurde auch ein Aohel Bier getrunken, und der Verkehr mit den Kameraden brachte es mit sich, daß es abends zumellen etwas spät wurde. Seine Frau habe es aber abolut nicht leiden wollen, daß er immer so spät nach Hause kam und das Geld vertran. Die Intimität habe schließlich dahin geführt, daß seine Frau nach den Streifen kam, wo er verkehrte, und ihn dort wegen seines Verhältnisses tadelte. Darüber habe er sich furchtbar geärgert. Er habe dann seine Frau geschlagen, aber nur, so beklappt er, wenn sie es verdiente.

Am den Vorklagen sei es besonders zu Streitigkeiten gekommen so daß der Hausvater und Nachbarn den Angeklagten wegen seines Lebenswandels zur Weite legten. Werdurch sei der daß gegen seine Frau nur noch geteigert worden, er habe neigentlich beabsichtigt, sich einen Revolver zu kaufen, um sie zu schiessen zu können. Auf Vorhalt giebt er aber zu, daß er mit dem Kaufe des Revolvers nur gedroht habe, um seiner Frau etwas auszuweisen. Dafür irrte sich die längere Zeit vor der Mordtat vom Angeklagten seiner Frau gegenüber gethane Verurteilung: Wenn Du dich nicht anders schickst, schickst ich Dir den Schabel entgegen. Am 18. Juli hatte die Ehefrau eine Aohel barin gegenüber die Auegung gethan, sie könnte es bei dem Angeklagten nicht mehr aushalten. Schon vordem hatte er seiner Frau gedroht, sie mit dem Beile erschlagen zu wollen. Am Sonnabend von dem Bierfest der Bergleute und dem Schiessfest wurde er von seinem Schwager zumharmen wegen des Verhältnisses gegen seine Frau schon aus Weite geteigt und schließlich in einem Restaurant nach hatgehabter Palatier auf den Fußboden geworfen. Am Sonntag, den 21. Juli, ging er mit seiner Frau dann wieder zum Bergammsfest; er tanzte mit derselben und amüsierte sich bis 5 Uhr morgens. Seine Frau rechte zum Schiessen an, aber er kam nicht, sondern in letzte bis in den Nachmittag hinein. Als er dann zu Hause kam, holte er nach den Verhältnissen seiner Frau sein Beil heran, um angeblich demjenigen, der ihm in die Quere komme, den Schabel einschlagen. Abends ging er wieder auf den Schiessplatz. Er kaufte sich ein Mandarmanita, war lustig und amüsierte sich. Als er am Dienstag früh gegen 1/2 12 Uhr nach Hause kam, wurde er wieder bösartig und gemein, er rief seiner Frau zu: Ich schlage Dich und das Kind tot. Das bereits nach dem Stall heruntergeschaffte Beil holte er in seine zwei Treppen hoch gelegene Wohnung wieder heraus und schloß es in die neben der Schlafkammer befindliche Bodenkammer. Den Schiessplatz hatte er in die Ecke und das Beil in die Ecke genommen, um wieder weiter zu schießen. Einige Tage vorher hatte er der unglücklichen Frau schon einmal Worte zugerufen wie: Saag Deine Mutter Aohel, es kommt bald Dein letzter Tag. Die Frau bekam Angst und brachte deshalb mit ihrem Kinde eine Nacht bei ihrer Mutter zu. Am 23. Juli war Mutter und Kind zu Hause. Der Angeklagte giebt selbst zu, daß er den Gedanken, seine Frau zu erschlagen, nicht wieder loswerden konnte. Der Mörder über seine Frau, die ihm durch das Nachlaufen in die Kneipe und durch das Dorrenthalen des Hauschließes zu sehr biologiell habe, hätte großen Haß bei ihm hervorgeufen. Der Plan der Tötung der Frau und des Kindes habe sich immer mehr und mehr bei ihm festgesetzt.

In der Nacht vom 23. zum 24. Juli kam er, nachdem er nun drei Tage lang umhergeirret habe, gegen 1/10 Uhr nach Hause. Er legte sich zu seiner Frau ins Bett und schlief bis gegen 5 Uhr. Dann wurde er wiederum von seiner Frau geweckt, damit er zur Arbeit ginge. Er schickte seine Frau in die Küche, um eine Tasse Kaffee zu holen. Inzwischen eilte er in Strümpfen in die Nebenkammer und holte das bereitgelegte Beil. Er drückte daselbe unbemerkt unter das Kopfkissen seiner Frau. Als die nichts Böses ahnende 21jährige Frau wieder in die Stube kam, wurde sie vom Angeklagten in die Kammer gelockt und aufgefordert, sich in das Bett zu legen. Der Mann verfiel darauf die Kammerthür und ließ nunmehr sein Opfer auf das Bett, wo er seine graue Tbat gegen die unglückliche Frau vollführte und die Kammerthür wieder geschlossen. Er schloß sich den Kopf der unglücklichen Frau ein, bis sie regungslos am Fußboden lag. Nach dieser furchtbaren Bluttat schritt er zur Tötung des kleinen Kindes. Er will dabei gedacht haben: Wo die Mutter bleibst, kann auch das Kind bleiben. Er verlegte dem unglücklichen Kinde vier Manne alt. Wenn drei Schläge mit der scharfen Seite des Beiles in das Gesicht. Dann leitete er sich an und verließ die Kammer. Nachdem er sich eine Zigarre angezündet hatte, verließ er den Vorhof. Unten im Hof des Hauses erblidete er gegen 6 1/2 Uhr seinen Hausvater Anquith, der mit seiner Frau gedacht hatte, mit der Frau rief: Aohel, er schlägt mich tot. Allerdings hatte die Wirtin nicht daran gedacht, daß der Angeklagte in Wirklichkeit eine so graumale Tbat begehen würde. Als Anquith zum Angeklagten kam: Sie prügeln wohl die Frau

Zum bevorstehenden **Wohnungswechsel** empfehle in anerkannt grösster Auswahl:

Gardinen

und Stores. Hervorragende Neuheiten in englischen Tüll- und gestickten Spachtel-Gardinen.

das Fenster von **1 Mk. an.**

Reichhaltiges Lager in Rouleauxstoffen, Spitzen und Vorhang-Stoffen.

Portieren

schwerfallende, gediegene Qualitäten in prächtigen Farbentönen und vorzuziehenden Stilmustern in überaus grosser Auswahl.

Das Paar von **Mk. 2.50 an.**

Portierenstoffe in allen Farben und Freislagen.

Tischdecken

in hundertfacher Muster-Auswahl von der einfachsten bis zur feinsten Art in Fantasie, Gobelin, Plüsch, Tuch etc.

Nur vorzügliche, bewährte Qualitäten.

Das Stück von **Mk. 1.50 an.**

Teppiche

in hervorragender, grosser Auswahl. Effektvolle Stil- u. Blumen-Fantastik-Muster in allen Farbentönen. Nur solide und bewährte Qualitäten.

Tournay-Velour, Turkestan, Moschod, Konak, Smyrna, Tapestry und Axminster, das Stück von **Mk. 4.50 an.**

Ausserdem sind in besonderen Abteilungen

Grosse Restpartien

Möbelstoffen u. Tischdecken zu aussergewöhnlich billigen Preisen zum Verkauf gestellt.

Gardinen

Halle a. S. **Geschäftshaus**

Ullrich Marktplatz 2 u. 3.

früh schon; das ist doch gar keine Welt", entgegnete er: Ja, Sie haben ganz recht. Nach diesen Worten verließ er das Haus und begab sich zu seinem Schwaiger und seiner Mutter, wo er seine Tat mitteilte. Seine Verwandten gaben ihm den Rat, in das Wasser zu gehen. Er entgegnete aber, er wolle sich dem Gericht stellen. Er gab darauf seine Schlüssel ab, legte sich auf die elektrische Stühle und fuhr nach Pettfeld. Von dort begab er sich nach Mansfeld, Gerbstedt und Kollleben, wo er mehrere Glas Bier trank. Gegen Abend beschloß er in einem Gäßchen zu schlafen. Da es aber regnete, begab er sich nach Giesleben, wo er sich 1 1/2 Uhr nachts im Gerichtsgefängnis hüllte. Dem Gefängniswärter darüber erklärte er: Ich bin der Bergmann Schreiber, der das heute morgen geschickt hat.

Auf die Frage, wie konnten Sie denn aber so etwas thun, entgegnete Schreiber: Es ist nun einmal gekommen, ich kann es nicht ändern. Der Aufseher fragte dann den Angeklagten, ob er keine Wundkräuter bei sich führe, und richtete dann die fonderbare Frage an Schreiber, ob er denn keine Angst gehabt habe, daß ihm im Walde der Teufel in das Gesicht bringe. Einem Witzgefangenen hatte Schreiber bei der Schilderung der That erklärt: Ich sollte nicht so viel trinken, das ärgerete mich und deshalb erlösch ich meine Frau.

Die Witrin Augustin hatte am Morgen der That, weil es in der Schreiberischen Wohnung so lange still war, Angst bekommen und Verdacht gefühlet, weshalb sie die Stuben- und Kammerthüre mit einem Nachschlüssel öffnete. Dort bot sich ihr ein entsetzlicher Anblick. Die Frau lag in ihrem Blute mit verdorrten Kopfe auf dem Fußboden und das Kindchen in demselben Zustande im Bett. Bei der Leichenchau soll sich der Angeklagte fahrlässig und rückslos, und bei dem Transport nach dem hiesigen Gefängnis sehr frech benommen haben. Aus der Zeugnisaussage, die eine genaue Zeit in Anspruch nahm, ist mitgeteilt, daß dem Angeklagten in der Arbeit nichts Schlechteres nachgedacht werden konnte. Ueberhaupt soll er sich in der Ehe bis zum 16. Juli, wo der erste gewaltthätige Ausbruch mit seiner Frau passierte, leidlich vertrauen haben. Ueberredung durch Arbeitskollegen soll auch mit dazu beigetragen

haben, daß sich das Eheverhältnis in der letzten Zeit so furchtbar zuspitzte. Die erkrankte Frau hat ihr Leben bis zur letzten Zeit absichtlich verheimlicht und ihren Mann immer noch geliebt. Sie war gesund und befand sich in einem hoffnungsvollen Zustande.

Die Sachverständigen stellten fest, daß von den verabreichten 7 Weisheiten 6 eine tödliche Wirkung haben müßten. Bei dem Kinde waren alle 3 Schläge tödlich. Der Angeklagte war mit einer furchtbaren Rohheit zu Werke gegangen. Ueber die geistige Beschaffenheit des Angeklagten äußert sich Medizinalrat Hiesig dahingehend, daß der Angeklagte infolge der Trinkserei bei Ausübung der That wohl geistig minderwertig gewesen sei und im Affekt gehandelt haben könne, aber nicht in einem Zustande von Bewußtlosigkeit, der seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen hätte, gehandelt habe. Der Erste Staatsanwalt plädierte im Falle der That gegen die Ehefrau auf Mord und stellte anheim, bezüglich der That bei dem Tödtchen die Ueberlegung zu verneinen. Der Verteidiger bestritt, daß der Angeklagte mit Ueberlegung gehandelt habe. Ein Mörder überlege auch die Folgen und handle nicht so planlos wie der Angeklagte. Bei der grausigen That siehe man wie vor einem Mord. Nach einer 45minütigen Beratung der Geschworenen wurde der Angeklagte des Mordes an der Frau und des Tödtchens an dem Kinde für schuldig befunden. Er wurde dem Strafantrag gemäß zu 10 Jahren Zuchthaus und 10 Jahre Ehrverlust verurteilt. Abends 1/2 Uhr erreichte die Sitzung ihr Ende.

Volkseistliches und Gerichtliches.

§ 3 Zu drei Monaten Gefängnis verurteilte das Landgericht Schöner einen Arbeiter, der während des Bauarbeiterstreiks einen Arbeitswilligen geprügelt hatte. Wegen das auf zwei Monate lautende Urteil des Schöffengerichts hatte der Staatsanwalt Verurteilung eingeleitet.

Gewerkschaftliches.

Die Lohnbewegung des Verbandes der eschlagringischen Buchdruckergehilfen hat bereits zu einem günstigen Erfolge geführt. Nach eingehenden Verhandlungen zwischen Gehilfen und Prinzipalen einigte man sich in Straßburg und Weg schließlich folgende Forderungen: 1. Erhöhung des Minimums um 7 1/2 Prozent die Gehälter hatten 10 Proz. verlangt von 25.00 M. auf 27.50 M., die auch den über Minimum entlohten Gehilfen zu gute kommt; 2. Erhöhung der Grundpositionen ebenfalls um 7 1/2 Prozent; 3. Verbesserung der Wohnkassa. Die einzige Straßburger Firma, die die Anerkennung der neuen Abmachungen verweigert, sind die Herausgeber der „demokratischen“ Straßb. Bürgerzeitung.

Ausland.

Allgemeine Ausperrung der Flaschenarbeiter Dänemarks. Der Verband der dänischen Flaschenarbeiter hat am Freitag beschlossen, die Flaschenarbeiter-Ausperrung in Kopenhagen, die bekanntlich erfolgt ist, weil die betreffenden Arbeiter keine Flaschen für eine deutsche Brauerei anfertigen wollten, auch auf die Glaswerke von Aarhus, Frederiksborg, Hellerup und Kalundb. auszuweiten. Die Ausperrung kann aber erst nach 14tägiger Kündigung in Kraft treten. Da mit der Beendigung des deutschen Glasarbeiterstreiks auch die Ursache der Ausperrung in Kopenhagen beseitigt ist, die Unternehmer aber trotzdem die Ausperrung noch ausdehnen, so scheint es sich lediglich um eine Gewaltmaßregel der dänischen Flaschenarbeiter gegen die dortigen Arbeiter zu handeln, wozu das Verhalten der Kopenhagener Glasarbeiter nur die misskommene Gelegenheit bot.

Sperrstunden der Redaktion nur mittags von 1/2 12 bis 1/2 1 Uhr.

Die heutige Nummer umfasst 8 Seiten. Verantwortlicher Redakteur: Ernst Däumig in Halle.

Walhalla-Theater.

Direktion: Richard Subert. Die Alesandrov-Truppe, 8 Personen, russisches Gesangs- und Tanz-Ensemble. — Die „Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900“, eiserne Reue in vier Abteilungen. Das Brunthor (La porte monumentale.) Neu! Vorgeführt v. E. Rousby's Electrolytes. (Sensationell!) — Signorina Rositta, internationale Verwandlungs-Länzerin. — Fräulein Alverina Wolff, desigerte Schalkus, Arras etc. — Das Trio Resna, Barre-Gymnastiker mit ihrer Sportplatz-Szene. — Mlle. Viato, Grevour-Gautillibrin auf dem gepanonten Drahtseil. — Mlle. Lucie, Gymnastikerin am schwebenden Trapez. — Fräulein Ilka Paulst, genannt: Die lustige Schwiegermutter. — Gesangs- und Charakter-Gymnastik. — Herr Rudolf Denau, Original-Gesangs-Gymnast. — Herr Max Hildebrandt, Tanz-Gymnast. — Jules Greenbaum, Amerikanischer „Weslo“, neuen internationalen lebenden Photogrammen. Beginn 8 Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Neu eingeführt. Wollene Kleiderstoffe. Grosse Auswahl und gediegene Qualitäten zu festen, billigen Preisen. H. C. Weddy-Pönicke.

Apollo-Theater.

Direktion: Gustav Poller am Nischeplatz, 2 Min. v. Haupt-Bahnhof entfernt. Täglich abends 8 Uhr Der sensationelle Spielplan! 9 Uhr: D'Loisachthaler, oberbairisches Gesangs- und Tanz-Ensemble. „Der Original-Schuhplattler.“ 9 1/2 Uhr: Rapoli, der Meisterhahns-Jongleur. Das weltberühmte „Fadenspiel.“ 10 Uhr: Camillo Borghese, Schöneheitsgalerie lebend. Kolossal-Gemälde und das übliche Schlager-Programm. Anfang 8 Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Zoologischer Garten, Halle. Entree 50 Pf. Kinder 30 Pf.

Geschäfts-Eröffnung. Mit heutigem Tage habe ich das Restaurant Jakobstrasse 38 übernommen. Anders ich meinen werten Freunden und Bekannten ihre reelle Bedienung zusichere, bitte um geeignetes Wohlwollen. Achtungsvoll Bernhard Zimmer. gr. Schlachte-Fest. Donnerstag den 20. September 1901

Einem werten Publikum die ergebene Anzeige, daß ich hierelbst **Große Ulrichstraße 21 ein Zigarren-Spezial- und Versandgeschäft** eröffnet habe und beehrt sein werde, die mich Beehrenden mit nur **bestehenden Marken** bei billiger Preisstellung anzusprechen. Hochachtungsvoll **Horst Pfeiffer**, Große Ulrichstraße 21 im Hause der Vorgehenshandlung von Herrn Conrad Heiert.

Zeitzer Bade- u. Massage-Anstalt Bestalozzistraße. Gustav Scholz. Bestalozzistraße. Geöffnet von früh 7 Uhr bis abends 8 Uhr.

Sohl- und Vacheleder-Ausschnitt von prima Qualitäten zu allerbilligsten Preisen! **Leder-Handlung u. Schafffabrik** werden prompt und sauber angefertigt. **Berühmte Bauform. — Gediegene Ausstattung.** Freundl. Laden mit Wohnung, 497 Nr. Wallbergweg 29. Näheres beim Hauptverwalter Ludwigstr. 49. **Wannentuben** nimmt an. **Wannentuben** Schwan, Bernhardtstr. 1, 11. Schneiderei zu best. Bedienung. 1, 11.

Stadt-Theater Halle a. S.

Donnerstag den 20. September 1901 13. Vorst. i. V. Ab. 11. Abom. Vorst. 1. Viertel. Farbe blau. abends 7 1/2 Uhr. **Wadel sei Julian.** Aufspiel in 1 Akt von Julius Keller. Daraus: **Der Troubadour.** Oper in 4 Akten von Verdi. Freitag den 27. September 14. Vorst. i. V. Ab. 12. Abom. Vorst. 2. Viertel. Farbe gelb. **Der Weichentreher.** Aufspiel in 5 Akten von G. v. Moser.

Apollo-Theater Weissenfels.

2. Spielplan der Winterlaison nur vom 22. bis inkl. 29. September. Täglich 8 Uhr große Spezialitäten-Vorstellung. Auftreten von nur erstklassigen Künstler-Spezialitäten. Preise wie bekannt. Emil Schaefer.

Auf dem Schützenplatz!

Das Verkehrs-Lokal und der Arbeit-Nachweis der Zattler befindet sich im Restaurant **„Fresslers Berg“** Liebenauer-Strasse. Landbrot 40 Pf., reines Roggenbr. 50 Pf. empf. Berger, Viktor Schreier, 17.

Neue und gebrauchte **Wöbel!** Größte Auswahl aller Sorten **Wöbel, Spiegel und Badst. waren!** Einfach und hochlegant unter jeder **Garantie!** Ganze Aufstellungen durch Erprobung hoher Ladungen außerst billig! **M. Schemmel's** Wöbelmagazin Nur Rathausstr. Nr. 6, Hof 1 u. II. Etage.

Größte Auswahl Handfrierer Bettfedern in den billigsten Preisen offeriert **H. Eikan** Leipzigerstr. 87.

Rohfleisch-Verkauf Schkeuditz, Bratenhofstr. 50c. Empfehlung f. Bratenhofstr. f. Gewiegtes, Gerbrat, Salami, und Knack-Wurst, Schinken, Wiegbraten u. i. w. Täglich warme Auslauchwurst u. Wiener Würstchen, sowie Sauerbraten und Beefsteak. Sämtliche Wurst mit Schweinefleisch verarbeitet.

Ganze Nachlasse von Wöbeln, Wirtschafts-Gegenständen, sowie Wöbel jeder Art, Läden, Kontor-Einrichtungen u. d. m. faust stets und gibt die höchsten Preise.

Friedrich Peileke Weichstr. 25. Lange Holländer mit dem roten Bande, großartige 5 Brennig-Cigarette. **Franz Penemann**, Gr. Ulrichstr. 60, vis-a-vis vom „Neuen Theater“.

Soldaten-Stifen Schieber-Ritzen in allen Größen Gr. Märkerstraße 23.

Möbelfabrik u. Magazin 31 Friedrichstraße 31. Empfehle mein großes Lager anerkannt gut fertiger **Wöbel- und Polsterwaren** der Zeit anpassend zu billigen Preisen. **H. Bergmann, Kistlermstr.** Fahrräder werden sauber und billig repariert; **Winkel** von 4 M. zu **Rufschlaufe** 5.50 M.; **Fahrräder** 1. Range 125 M. **C. Wurmsch.** Fahrradhandlung, Merseburgerstr. 4. **Tabris.** Zwei räumlige Deckstube sind noch zu vermieten und am 1. Januar zu beziehen. **R. Cornelius.**

Zigarren große Auswahl, gutes Lager.

Zigaretten bis zur feinsten Qualität. **Rauchtak** in allen Preislagen. Zigarrenhandlung von **A. Gross**, Weichstraße 5.

Für eine, der **Neuzzeit** entsprechend eingerichtete **Besteuerer Mittel-Deutschlands** wird ein tüchtiger **Besteuerer** gesucht, welcher mit der Verzinsung und Brauereig-Fabrikation gründlich vertraut ist. Dierien, die Diskret behandelt werden, mit Angaben über die Höhe der Gehaltsansprüche unt. **St. 310 563 a** an **Hausenstein & Vogler A.-G.** Nürnberg erbeten.

Böttcher auf Badfässer suchen **Tuchmann & Sohn, Dessau.**

Steinsetzer u. Arbeiter werden auf Verlangung der elektrischen Bahn in Trotha eingestellt.

2 Burschen bei einem Tagelöhnerdienst von ca. 250 M. werden bis Campagneauschluß eingestellt in der **Besteuerfabrik Nittelben.**

Allen Freunden und Bekannten die erfreuliche Mitteilung, daß ein **früherer Junge** angekommen ist. Halle den 25. Sept. 1901. **Aug. Mangold u. Frau.**

Bettfedern, Fertige Betten, Inletts, Bettwäsche, Strohsäcke, **Eisco-u. Bettstellen** Holz- mit und ohne Matrizen empfiehlt unter **Garantie** strengster Bedienung

Eduard Graf Größtes Spezial-Geschäft am Blage. **Marktplatz 11.**

Tagesgeschichte.

Salle, 25. September.

Ein Tendenzprozeß.

Am Februar d. J. wurde in Borschheim Genosse Spießius, Abgeordneter für den bairischen Landtag, unter dem höchsten Verdacht der Veruntreuung verhaftet. Spießius sollte Gelder des Konsumvereins, dessen Vorsitzender er war, unterschlagen haben. Am 3. Juli wurde dem Genossen, der übrigens nur wenige Tage in Untersuchungshaft war, der Größtmöglichschluß zugestelt, es verging aber ein Monat, dann ein zweiter, ohne daß ein Termin angesetzt worden wäre. Erst jetzt, wenige Tage vor den Landtagswahlen, hat die Verhandlung vor der Strafkammer in Karlsruhe stattgefunden. Die auffällige Hinausschiebung der Verhandlung stempelt die Affäre zu einem Tendenzprozeß. Die Staatsanwaltschaft hat sie von vornherein als solche behandelt. Die Fällung der Bücher ergab 1000 Mark, über deren Verbleib nichts festgestellt war. Die Staatsanwaltschaft machte sich die Sache sehr leicht, sie fallierte einfach für: Spießius ist sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter, er spielt eine Rolle in der Partei, er muß also die fehlenden 9000 M. aus dem Konsumverein genommen und — der Partei zugewendet haben. Diese Annahme, die in der Anklagechrift wiederholt, drückt im Verein mit der Hinausschiebung der Verhandlung dem Prozeß den Stempel des Tendenzprozesses auf.

Die Vernehmung der zahlreichen Zeugen ergab mit unumfänglicher Gewißheit, daß die Geschäftsführung in dem Württemberg Konsumverein eine gelinde gelagt, durchaus ungeschäftsmäßige gewesen; die Arbeiter verließen ja davon wenig, sie trift ein geringerer Vorwurf, aber das Unglück hat dem Verein auch noch einen Buchhalter zugeführt, der der Klugheit so weit als möglich aus dem Wege gegangen ist. So hat man nun hingeworfen. Im Jahre 1896 ist schon ein Manis von 4—5000 M. vorhanden gewesen, ohne daß ein Mensch eine Ahnung davon hatte.

Ein vornehmlicher Mafsenabstuf, wie in andern kaufmännischen Geschäften, ist nie gemacht worden. Ein Verzicht, das Recht zu verkaufen, ist nicht vorgenommen worden, man konnte nicht und würde überhaupt nicht wie man hand. Charakteristisch sind folgende Tatsachen: Der Geschäftsführer Oberhardt prüfte eines Tages die Bücher eingehender und entdeckte dabei, daß in den letzten drei Jahren die Buchung der an das Bauhaus zu zahlenden Zinsbeträge und Provinzialen nicht erfolgt war. Es machte dies im ganzen etwa 2000 M. aus. Weiter schloß der Geschäftsbuchhalter eines Jahres mit 25 000 Warenbestand und einem Kassenbestand von 11 000 Mark ab. Dies Ergebnis ist bei aller Unwahrscheinlichkeit von den Meistoren „geprüft und richtig befunden“ worden. Ferner wurden die Bankeinzahlungen nicht als Ausgabe und die Abhebungen nicht als Einnahmen gebucht und was bezüglich der Schönheiten einer mangelhaften Geschäftsführung mehr sind. Das tollte Stück ist, daß in den 10 Jahren niemals der wirkliche Kassenbestand mit dem Sollbestand verglichen wurde.

Nur unter solchen Umständen ein Wunder, daß am Ende des vorigen Jahres ein Manis von 9000 Mark vorhanden war, von dem auch die Staatsanwaltschaft bei aller Eifer nicht hat feststellen können. Drei Monate ist Genosse Spießius, der als Vorsitzender des Vereins für die 9000 M. verantwortlich gemacht wurde, obwohl die Revisoren, der Ausschuss, die ganzen übrigen Vorstandsmitglieder und die Geschäftsführung genau so viel Schuld haben, wie er, mußte dem auch freigegeben werden von der Anklage, das Geld veruntrent zu haben. Das starrenhals des Staatsanwalts, das so idiosynkratisch schillernde, brach zusammen.

Anders endet der Prozeß hinsichtlich eines zweiten Anklagepunktes. Spießius bekam für seine Mißverwaltung als Vorstand 350 M. jährlich; er ließ sich nun, als er im Oktober vorigen Jahres in momentaner Verlegenheit war, 500 M. geben, gewissermaßen als Voranschlag auf die fordernden 350 M. Er erhielt das Geld und es sind ihm in der That 350 M. als seine Forderung nach angedreht worden, die überschüssigen 150 M. zahlte er zurück. In diesem Vorgang erblickte das Gericht eine „Untrene“ und verurteilte Spießius deswegen. Das überaus harte Urteil lautet: Der Angeklagte Spießius wird wegen Veruntreuung von 300 M. zum Rücktritt des Lebensbedürfnisses in 30 M. monatlich, in 6 Jahren und Aberkennung der Fähigkeit zur Bestellung eines öffentlichen Beamten auf die Dauer von 2 Jahren verurteilt. Der mitangeklagte Geschäftsführer Oberhardt wurde freigesprochen.

Der Vorgang ist ein so gewöhnlicher im Leben, daß recht wenig Menschen herum laufen dürften, die sich nicht schon früher Untrene schuldig gemacht hätten. Wie viele Reisende und Geschäftsführer erheben ihre Schalter von den eingemommenen Geldern — und häufig genug auch vorwärtsweise — das ist aber nach dem Karlsruhe Urteil „Untrene“. Wir wollen indes darüber uns mit dem Gericht nicht auseinandersetzen. Genosse Spießius hat Revision angemeldet und das M. d. S. e. g. r. ist wird zu prüfen haben, ob wirklich Untrene vorliegt. Ein Wort sei nur zu der zweiten Strafe vorgetragen. Was hat mit dem lächerlich geringfügigen Vergehen, wenn es eins ist, die Aberkennung der Befähigung öffentlichen Beamten zu befehlen zu tun? Das Vergehen Spießius' ist ein rein Formelles, er hat die juristische Tragweite einer Handlung nicht ersehen können, die Unberücksichtigung nicht werden, inwiefern steht die Fällung ist insofern öffentlichen Beamten in Verbindung? ordneter und da hat das Urteil — vielleicht ungewollt — eine Wirkung, die es als ein Urteil kennzeichnet, das zu dem Tendenzprozeß trefflich paßt.

Wilhelm II. als Abgesandter des Zaren.

Das russische Grenzschidchen Wladimir war vorgestern, am 23. September, nachmittags der Schluß eines sonderbaren Schrems. In dieses Städtchen, das am 26. August eine schwere Brandkatastrophe erlitten hat, kam von der deutschen Grenze her ein Herr in russischer Uniform angetreten. Auf dem Marktplatz hielt der Zare und sprach zu dem zusammengekauften Volks folgende deutsche, mit russischen Sätzen veremengte Rede:

„Seine Majestät, der Kaiser Nikolaus, hat erhabener Ansehens, mein geliebter Freund, hat von Eurem schmerzlichen Unglück gehört. Er läßt Euch durch meinen Mund mitteilen, wie sehr ihn die Nachricht betrübt hat, und läßt Euch sein herzlichste Mitgefühl ausdrücken. Aber noch mehr, er

sendet Euch durch mich als Zeichen seiner Landesväterlichen Fürsorge eine Summe von 5000 Rubel, die ich meinem bedürftigsten Dorfmeister von Saint Paul übergebe zur Verteilung in Gemeinschaft mit dem Landrat v. Verd und dem Komitee! Ihr erhalt hieraus, was das Auge Eures erhabener Landesvaters überall bis in die Grenzstädte seines großen Reiches reicht und wie sehr dieses marmes Herz für Euer Dankbarkeit und Liebe für Euren Kaiser und Vater werden Ihr jetzt Ausdruck finden, indem Ihr mit mir ruft: „Na dorozjeto jewo wselichestwo gosundarja Imperatoru Nikolai!“ Kurra!

Der Herr Zare, der den Zaren seinen geliebten Freund nannte und mit einem Hurra schloß — das zu eraten ist nicht schwer.

Es ist Wilhelm II., deutscher Kaiser, der zur Bevölkerung eines russischen Städtchens im Namen des russischen Autokraten gesprochen hat.

Indem der deutsche Kaiser eine Aufgabe übernommen hat, deren Erledigung eigentlich Sache eines russischen Regierungsmannes wäre, giebt er der russischen Regierungsform und Verwaltung einen Beweis von Hochachtung, wie ihn kaum jemals vorher ein Monarch den innerpolitischen Verhältnissen eines fremden Staates gezollt hat.

Wilhelm II. will sein Gut Cadinen verpachten.

Bei der Landtagswahl in Duisburg an Stelle des Ministers Müller wurde am Dienstag der national-liberale Kandidat, Handelskammerpräsident Hirsch in Essen, mit allen 1326 Stimmen gewählt.

350 Inphustranten Ginnämler sind am Mittwoch mit der Batavia in Bremerhaven angekommen.

Einem etwas grotesken Zug muß ein Teil der heutzutage Ginnämler durch Seidlich unterworfen. Ein Luftdampfer hat die an Bord befindliche Mannschaft in Triest eingeladen. An der Landungsbrücke wurde diese von deutschen und österreichischen Offizieren in Empfang genommen. Die ersten Reden wurden hier gehalten und die ersten Hochs ausgedrückt. Die Ginnämler werden nach Wien gebracht, wohin sich die gesamte Kapelle des Kaiser-Franz-Regiments bereits begeben hat. Das Kommando wird in Wiener Prater einige Tage liegen bleiben, dort wo sonst die Wölfer aus dem wilden Westen und anderer interessanter Erdteile zur Schau gestellt werden.

Abgehen von dem Grotesken hat der Vorgang, der ja in der jüngsten Zeit nicht einzig dasteht, aber auch eine sehr ernste Seite. Diese Melanienfahrten und Schaulustungen kosten eine Menge Geld, das selbstverständlich aus den Taschen der Steuerzahler genommen wird. Wer hat der Heeresleistung das Recht gegeben, solche Ausgaben zu machen? Wir befinden uns in einer schweren wirtschaftlichen Krise, die Ausgaben drücken das Volk mehr denn je. Sollte es da nicht Pflicht der Verwaltung sein, die Ausgaben auf das Allernotwendigste einzufrieren? Sollte Sparbarkeit nicht angebracht sein? Der Maloch Militarismus verhängt so wie so schon den größten Teil der Ausgaben, die im Verein mit den Profiteuren der Kapitalisten das Volk verdrängen, sich die Kultur unserer Zeit anzuzeigen. Und jetzt noch solche Extravaganzen!

Unere Abgeordneten im Reichstage werden mit aller Schärfe den Reichstagsler zur Verantwortung ziehen müssen.

Die deutschen Vintoper des Raubschlages. Nach der jetzt erschienenen amtlichen Verlustliste sind von den Marinemannschaften gefallen oder ihren Wunden erlegen 49, verumdet 138, verumdet 21 und an Krankheiten gestorben 89 Mann; von dem Expeditionskorps sind gefallen oder ihren Wunden erlegen 16, verumdet 132, verumdet 49 und an Krankheiten gestorben 184 Mann. — Der Gesamtverlust des Expeditionskorps stellt sich demnach auf 381 Mann, und der Verlust für Marine und Expeditionskorps zusammen auf 678 Mann.

Angst vor Anarchisten. Aus M. amintin wird gemeldet: In dem Dorfe Matzultsch wurden zwei verdächtige Personen verhaftet, welche vor einigen Wochen dieselbe zugereist waren, ohne über den Zweck ihres Aufenthaltes etwas mitzuteilen. Bei Durchsuchung ihrer Wohnungen fand man eine große Anzahl russischer Schriften. Mehrere andere Einwohner der Ortschaft wurden unter der Anschuldigung verhaftet, Briefe und Geldsendungen aus der Schweiz unter ihrer Adresse den Angetragten übermittelt zu haben.

Ausland.

Österreich. Des Reichsdiplomatische Neutralität in Transvaalfrage. Die Gesandtschaft der südafrikanischen Republik in Brüssel giebt folgende Mitteilung bekannt: Der Vonds hat vor einigen Tagen bei der österreichischen Regierung Widerspruch erhoben gegen die Lieferung von Satteln an die Boerens. Diese Lieferung fand gerade in dem Augenblick, als die Militärbehörden ihrer dringenden bedürftig und bildet, wie offiziell in dem englischen Klausch C. D. auf Seite 803 ausdrücklich anerkannt wird, eine Vergrößerung letzter. Österreich-Ungarns. Schon im Jahre 1900 legte Dr. Vonds Protest ein gegen die Lieferung von Pferden und Munition durch die österreichische Regierung an England, aber ungeachtet der wiederholten Proteste, auf welche Dr. Vonds niemals eine Antwort erhielt, fuhr Österreich-Ungarn fort, die Neutralität in dieser Weise zu brechen.

Türkei. Der franko-türkische Konflikt, der infolge des Jarmenbeschlusses in Frankfurt hat in Verlegenheit geraten war, scheint zum Ausgleich zu kommen. Nach Mitteilungen aus Paris dürfte die französische Regierung das von der Porte vorgeschlagene Arrangement mit den Jarmenunternehmen Tuzuni & Sorando gutheißen und die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen ehestens verfügen.

Türkische Sicherheitszustände. Die amerikanische Gesandtschaft in Konstantinopel ist noch immer ohne Nachricht über das Schicksal der amerikanischen Missionarin Miss Ellen Stone, die vor drei Wochen bei Hiu-Mabala von türkischen Räubern entführt wurde. Bedenken erregt, daß die Räuber noch keinerlei Lösegeld verlangten.

Rußland. Die „Friedensgarantien“ der franko-russischen Allianz. Nach einer Petersburger Meldung der Schleifischen Zeitung sollen während der Anwesenheit des französischen Generalsstabesches Budezue in Petersburg im Frühjahr d. J. Verhandlungen wegen des Baues einer strate-

gischen Eisenbahn von Bologoje nach Siedice an der Warzchauer-Breiter Bahn stattgefunden haben.

Amerika. Der Attentäter Colagoss gab sich, wie aus Newyork gemeldet wird, vor dem Richter sehr kleinlaut. Er bekannte sich schuldig. Der Staatsanwalt acceptierte des Geständnisses nicht, damit der Verurteilte die Möglichkeit gelassen werde, auf Geständnistraße zu plandern. Die Geschworenensaal nahm zwei Stunden in Anspruch. Die Anklage des Staatsanwalts dauerte nur sieben Minuten. Als Zeuge befragt Dr. Gonsard den Verurteilten auf Grund der Autopsie. Die Verste Kranten und Mann verbreiteten sich über die Todesursache. Das Urteil ist morgen oder übermorgen zu ermart.

Der Krieg zwischen Kolumbien und Venezuela zu Ende? Der mit einer Delegation bei der französischen und belgischen Regierung beantragte venezuelanische Gesandte Castro erhielt von seiner Regierung ein Telegramm, worin er ersucht wird, alle Mitteilungen, welche einen Krieg zwischen Venezuela und Kolumbien betreffen, zu dementieren, da das Land augenblicklich im Frieden liegt.

Afrika. Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz. Jetzt liegen eingehendere Berichte über die Niederlage eines Teiles des 17. Vanceregiments vor. Eine 100 Mann starke Batterie wurde, während sie umweit Zarlaford lagerte und gerade beim Frühstück war, plötzlich von 400 Transvaalern unter Smuts angegriffen. Die Buren ritten durch das Lager, rechts und links feuernd, dann schwenkten sie und ritten zurück, wobei sie ihr Feuer wiederholten. Ein Offizier wurde schwer verwundet, 30 Vancers getötet, 45 verwundet. Eine Abteilung britischer Kavallerie unter Oberst Scobell griff Smuts am folgenden Tage an und fügte ihm schwere Verluste zu.

China. Der chinesische Hof scheint keine Lust zu haben, in das von den europäischen Kulturträgern entwickelte und ausgeübte Beking zurückzukehren. Nach einer Meldung aus Shanghai wird der Hof von Sunganfu nach Kaifengfu gehen und dort zwei Jahre bleiben.

Lokales und Provinziales.

Salle, 25. September.

Das Halle'sche Arbeiterfretariat und der Halle'sche Magistrat.

Nicht um ein gemeinnütziges Institut, sondern um eine sozialdemokratische Einrichtung handelt es sich bei dem Arbeiterfretariat, und aus einem gemeinnützigem Institut kann leicht ein gemeinnütziges Institut werden. Der diese zwar nicht besonders logischen, aber um so auffälligeren Worte sprach, ist erster Bürgermeister und Vertreter der Stadt Halle im preussischen Herrenhaufe. Die organisierte Halle'sche Arbeiterfretariat sollte auf der grundlosen Verhöhung ihres ungenügenden Bestehens, durch Errichtung des Arbeiterfretariats allen hilfbedürftigen Personen zu ihrem gesetzlichen Rechte zu verhelfen, errettet sein und mit einem kräftigen Schwung auf den Boden der Herrschaft über die Halle'sche Arbeiterfretariat haben wie das verdient? Aber sie erregt sich nicht mehr über das, was dem Magistratsrat in den Stadtvorbereitungen erfolgt wird und besonders nicht mehr bei Betrachtung der Vorgänge der letzten Zeit. Sie weiß, daß es immer dieselbe Methode ist, nur in veränderten Worten, mit der man die sozialdemokratischen Anträge abtut. Es ist sozialdemokratisch! ruft der Magistrat im Ohr, und die „Lampatte Mehrheit“ ritt in die schmertliche Umfurmelmelodie mit frühlichem Behagen ein. Das war immer so und wird voraussichtlich noch eine geraume Weile so bleiben.

Dabei braucht der Vorsitzende des Magistrats, wie das am Montag geschah, durchaus noch nicht von der Befürchtung geleitet zu sein, die „sozialdemokratische Einrichtung“ werde sich zu einem Unzufriedenheitsausmaß ausbilden. Diese Sorge muß Herr Bürgermeister Staudte getrotzt der Halle'schen Arbeiterfretariat werfen. Sie hat das Arbeiterfretariat für die gesamte Bevölkerung geschaffen und erteilt allen Nachbarn ohne Unterschied des Standes, des Alters, der Religion, des Geschlechtes u. unentgeltliche Auskunft — woblgenemert, Herr Oberbürgermeister, unentgeltliche Auskunft — was bekanntlich ein Unzufriedenheitsausmaß nicht würde und auch nicht thun könnte, weil es sich bei ihm um Geldverdienen handelt. Und wenn der Herr Oberbürgermeister die 15 684 Personen, welche seit Gründung des Arbeiterfretariats mündliche Auskunft und durch angefertigte Schriftstücke bewirte Hilfe erhielten, fragen würde, wie sie über die „sozialdemokratische Einrichtung“ denken, sein einziger — und selbst die den jenen. besseren Ständen Angehörigen — würden die Frage anders beantworten: Ja, wohl, das Arbeiterfretariat hat uns geholfen und zwar unentgeltlich, und deshalb ist es ein gemeinnütziges Institut.

Wem geschmackvoll war es uneres Gedankens auch, wenn der Herr Oberbürgermeister mit Bezug auf den Arbeiterfretariat sagte: „Ich fenne die Thätigkeit des heiligen Arbeiterfretariats nicht, ich will dem Mann auch nichts Schlechtes nachsagen, aber ich habe Mißtrauen gegen derartige Institute.“ Was würde der Herr Oberbürgermeister sagen, wenn Genosse Gildenberg seinen Anspruch etwa wie folgt variieren würde: „Ich fenne die Thätigkeit des heiligen Oberbürgermeisters nicht, ich will dem Mann auch nichts Schlechtes nachsagen, aber ich habe Mißtrauen gegen derartige Institute, weil sie meist beherdigt sind von dem einseitigen Bureaokratismus und im übrigen nur eine „Kapitalistische“ Einrichtung sind!“

Schließlich noch eins: „Mögen doch alle Arbeiter, welche Hilfe bedürfen, zu ihm, dem Oberbürgermeister, oder zu einem Mitgliede des Magistrats kommen, gern würde der Magistrat helfend eingreifen. Das war der goldene Schlüssel in des Herrn Oberbürgermeisters Rede, die mit einem anderen weniger edleren Metall versehen werden kann. Es freut uns, daß der Herr Oberbürgermeister so ansehnungswürdig die Stelle des zweiten Arbeiterfretariats übernimmt und event. den ganzen Magistrat für diese Posten zur Verfügung stellt. Öffentlich bringen die Räte sowohl wie ihr Herr Ober die nötige Qualifikation mit, um in Unfällen, Mißtrauensfragen, Steuerreklamationen, Ehegeschwändungen und Alimentationsprozessen u. erfolgreich Auskunft geben zu können.

Nach einer anderen Liste über die Gewerbetreibendswahl, die gestern abend vom General-Anzeiger publiziert wurde, aber keineswegs Anspruch auf amtliches Material hat, hätte unsere Liste der Arbeitgeber nur 148 Stimmen, die aber

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1901

Donnerstag, 26. September

Nr. 39

Unter den Hungrigen.

Roman von John Law.

Aus dem Englischen von F. Cassirer.

Zette öffnete die Thür, und Polly begab sich rasch nach oben, in ihr Schlafzimmer. Hier versuchte sie die schwarzen Flecke, die Jos' Finger in ihrer Hand zurückgelassen hatten, weg zu wachen; sie schienen ihr sagen zu wollen: „Du kleine Schlange.“ Ihr, die so lange in dem Bewußtsein, stets rechtschaffen gehandelt zu haben, gelebt hatte, war es sicherlich nicht angenehm, sich das sagen lassen zu müssen. In ihrem Köpfchen suchte sie nach allen möglichen Gründen, mit denen sie ihr Gewissen beschwichtigen könnte, und immerzu hörte sie seine Worte: „Du kleine Schlange.“

Es wurde spät, aber sie ging nicht hinunter zum Abendbrot. Sie saß am Tische und suchte nach Gründen, um ihr Benehmen gegen Jos zu entschuldigen. Schließlich beruhigte sie sich mit dem Gedanken, daß, wenn sich Jos wohl auch in der nächsten Zeit unglücklich fühlen, er aber doch darüber hinweg kommen würde. Und sie nahm sich vor, sehr liebenswürdig gegen ihn zu sein. Sie wollte ihn jeden Sonntag zum Mittagbrot einladen, natürlich würde er kommen, ganz genau so, wie Onkel Cohn zu ihrer Mutter kam. Allmählich mußte ja auch er zur Einsicht kommen, daß sie nicht jemand heiraten konnte, der „keine Arbeit“ hatte und noch dazu jemanden, der kein Methodist war.

Mrs. Elwin kam nach oben, um das Gas auszudrehen, und begab sich dann in das angrenzende Schlafzimmer.

„Ausschlag?“ hörte Polly ihre Mutter verächtlich zu einem Kaufmann aus Algier sagen, der krank zu Bett lag. „Was Ausschlag? Ihr fremdes Volk glaubt gleich zu sterben, wenn Euch ein Fingernagel weh thut. Von den Bettlaken hätten Sie ihn bekommen! Unsinn! Der Ausschlag kommt nicht von Ansteckung, sondern er liegt in der Körperkonstitution. Sie haben sich erkältet, als Sie gestern mit den Füßen im Wasser standen. Geheißt Ihnen ganz recht! Der Ausschlag kommt von Ihrer heidnischen Lebensweise. Der Ausschlag liegt in der Körperkonstitution.“

Hierauf öffnete Mrs. Elwin die Thür zu Pollys Zimmer und fragte sie:

„Warum bist Du nicht nach unten zum Abendbrot gekommen?“

„Ich hatte keinen Appetit,“ antwortete das schöne Mädchen.

„Was fehlt Dir denn?“

„Ich habe Kopfschmerz.“

Mit ihren durchdringenden blauen Augen das Mädchen scharf ansiehend, fragte sie: „Hat sich vielleicht William Ford schon erklärt, Polly?“

„Ach, Mutter, laß' mich heut allein,“ bat Polly. „Ich habe solche Kopfschmerzen.“

Mrs. Elwin war einst selbst ein junges Mädchen gewesen und wußte daher ganz gut, was das zu bedeuten hat. Sie verließ, ohne noch ein Wort zu sagen, das Zimmer und dachte bei sich:

„Die Sache ist in Ordnung, Polly wird mir es schon morgen beim Frühstück erzählen.“

Kaum hatte sich die Thür hinter Mrs. Elwin geschlossen, als Polly zu ihrer Kammode ging und daraus eine Schachtel nahm, in der mehrere Briefe von Joseph Coney lagen. Sie waren mit großen, ungelübten Schriftzügen, wie wohl ein Schuljunge schreiben mag, geschrieben; ihr Inhalt bestand aus Sätzen, die ganz gut aus einem Schulbuch abgeschrieben sein konnten. Als Polly sie las, merkte sie, daß er sich doch recht unglücklich fühlen mußte. Er schrieb „unglücklich“ mit einem großen

„U“ und sagte in seinen Briefen, wenn der allmächtige Gott ihm nur Arbeit geben wollte, so würde er nichts weiter von ihm erbitten. Auch mußte sie sich bei der Lektüre dieser Briefe sagen, daß Jos doch kein Atheist war, denn in den Briefen sprach sich eine so große Ergebung aus, daß sie einem vollständigen Entfassen gleich.

„Armer Jos,“ rief sie unwillkürlich und legte dann die Briefe in die Schachtel zurück, in der sich auch eine Photographie von William Ford befand.

Während sie noch mit dem Fortlegen der Briefe beschäftigt war, öffnete sich leise die Thür, und Zette trat ein. Das kleine Dienstmädchen trug einen kurzen Unterrock, der ihre nackten Füße sehen ließ, das Haar hatte sie in Lockenwicklern aufgerollt, was ihr ein komisches Aussehen gab; die Augen waren weit geöffnet und zeigten einen starren Blick, als ob sie eben erst aus einem bösen Traum aufgewacht wäre.

„Fräulein Polly,“ rief sie leise, „Fräulein Polly, ich hatte jetzt eben solch furchtbaren Schreck.“

„Nun,“ fragte Polly, „was war's denn? Erzählen Sie doch.“

„Ich sah, wie Sie in Ihrem Sarge lagen. Huh, huh . . . Ach, waren Sie aber eine schöne Leiche, Fräulein!“

Polly schauderte.

„Gehen Sie zu Bett, Zette,“ meinte Polly. „Das kommt von den dummen Geschichten, die Sie immer lesen, daß Sie solchen Unsinn träumen. Wenn Sie nicht gleich aufhören zu weinen, rufe ich Mutter. Sie sollten sich was schämen.“

Zette verließ das Zimmer und trocknete sich die Thränen mit ihrem Unterrock. Mit ihren nackten Füßen ging sie die Treppe hinunter nach ihrer Küche, in der auf einem Tische ein Licht flackerte, neben dem Teller und Schüsseln, Löffel und Pfannen standen und des Aufgewaschenwerdens harreten.

Auf dem niedrigen Bette saß eine Ratte. „Huh“, schrie Zette, in die Hände klatschend. „Fort mit Dir, Du Mistzeug.“

Die Ratte verschwand unter dem Bett, in dessen Decken Zette hineintrat.

„Ich würde Fräulein Polly ganz gern haben, wenn sie mich nur nicht immer fortschicken wollte,“ sagte Zette zu sich. „Es ist so unheimlich, hier allein in der Küche zu sein, und der Traum hat mir Angst gemacht. Ich wollt' nur mal sehen, ob ihr nichts zugehoßen war. Sie ist aber immer so stolz.“

Inzwischen hatte sich auch Polly ausgezogen, und wie sie von Kindheit an gewohnt war, kniete sie nieder, um ihr Gebet zu verrichten. Aber die Worte wollten ihr nicht von der Zunge, und mitten im Sage blieb sie stecken. Sie hatte Jos nicht die Treue gehalten, und was noch schlimmer war, sie war auch nicht treu gegen den Gott der Methodisten gewesen. Wenn sie sich auch die Hände gewaschen hatte, die roten Flecke darauf riefen ihr doch zu: „Du kleine Schlange!“ Womit sie auch immer später ihre Handlungsweise beschönigen wollte, unmaßsächlich rief es ihr immer zu: „Du hast gelogen, Du hast ein Gelübde gebrochen.“

In dem angrenzenden Schlafzimmer lag der Kaufmann aus Algier und schnarchte. Es war wirklich traurig, in einem Hause, in dem Türken, Ungläubige und Ketzer ihr Wesen trieben, leben zu müssen und sich noch dazu als „Schlange“ zu fühlen.

„Ach Gott!“ begann sie von neuem ihr Gebet. Aber sie konnte es nicht weiter sagen.

Wo war Joseph Coney? Er hatte so blaß und höhlwangig ausgesehen und das Auge hatte er mit einem Taschentuch verbunden gehabt.

„Ach Gott!“ begann sie nochmals. Dann ging sie zu Bett, denn es war ihr unmöglich, das Gebet weiter zu sagen.

Im Hause war es nun still geworden. Sie konnte das Ticken der Uhr hören und es schien ihr, als ob es sagte: „Du kleine Schlange.“ Ohne den Schlaf finden zu können, warf sie

sich unruhig von einer Seite auf die andere, und die Uhr tickte immer weiter: „Schlange Du, Schlange Du.“

XVIII.

Jos ging die Straße hinunter, vor sich hinsprechend: „Die kleine Schlange.“

Er fühlte sich wie betäubt, und es dauerte wenigstens fünf Minuten, ehe er sich vergegenwärtigen konnte, was eigentlich geschehen war. „Die kleine Schlange!“ entfuhr es dem Gehege seiner Zähne. Dann brach er in dasselbe Lachen aus, das jetzt vor vier Wochen am Nelson-Denkmal am Trafalgar-Square die Schläfer aufgeschreckt und an den Säulen der National-Galerie einen Wiederhall gefunden hatte, ein Lachen, das keine Spur von Fröhlichkeit oder guter Laune in sich hat, sondern jene Bitterkeit und Verachtung, die ungerechter Behandlung entspringen.

Auf einmal erinnerte er sich Polls's letzter Worte: „Ich heirate einen gottesfürchtigen jungen Mann, der sein geregeltes Einkommen hat.“

Er blieb stehen, denn die Eifersucht hatte sich seiner bemächtigt. Bis heute abend hatte er auf Polly zu sehr vertraut, als daß er eifersüchtig geworden wäre. Wenn er sie von ihrem Klassen-Leiter sprechen hörte, hatte er wohl manchmal gedacht: „Ich wünschte, ich könnte auch in der Münze arbeiten, wo's ja auch in stillen Zeiten regelmäßig Geld giebt.“ Aber daß Polly ihn hintergehen würde, war ihm nie in den Sinn gekommen, denn er hatte sie stets als ein höheres Wesen angesehen, als ein Wesen, das weder eine Lüge sagen, noch ein Versprechen brechen könnte; und hierzu kam noch, daß ihre letzten Worte zu ihm gelaunt hatten: „Es wird ja noch alles gut werden, Jos,“ und diese Worte hatte er sich immer und immer wieder in den trüben Tagen und Wochen wiederholt, in denen er keine Arbeit finden konnte. Diese Worte hatten ihn auf den Trafalgar Square, in das Arbeitshaus und auch in das Gefängnis begleitet. Wenn er sie sich wiederholte, war es ihm so, als sähe er das schöne blonde Haar, die zierliche Gestalt und das bescheidene Gesicht des schönen Methodistenmädchens und höre sie sagen: „Ich werde nur Dich oder niemals heiraten.“ Dann hatte er in seinen Gedanken ein Bild von Tagen herauf beschworen, die ganz bestimmt später einmal kommen mußten, eine Zeit, in der er beständige Arbeit und guten Lohn dafür haben würde.

„Das muß ein Irrtum sein,“ sagte er zu sich. Aber hatte sie ihm nicht deutlich genug erklärt: „Ich will Dich nicht heiraten, Joseph Coney; ich heirate einen gottesfürchtigen jungen Mann mit einem geregelten Einkommen.“

Abermals lachte er und stampfte heftig mit dem Fuße auf. Er hätte eigentlich wissen können, daß sie ihn so hintergehen würde. Warum lieb er sie auch so ganz allein ihren Weg gehen. Er hätte ganz gut wissen können, daß ihre Mutter ihn nicht leiden mochte, und daß auf ein solch hübsches Mädchen wohl ein halb Duzend Männer warten mußten. Warum hatte er diesen Briefen getraut? Hätte er sie damals, als er seinen Anzug vom Pfandleiher geholt hatte, besucht, dann wäre es doch wohl anders gekommen?

Die Vorübergehenden beachteten ihn nicht. Wenn man stehen bleiben wollte, um über das blasse Gesicht oder den starren Blick irgend jemandes, der einer Bildsäule gleich unbeweglich auf der Straße steht, sich Vermutungen hinzugeben, dann würde man nicht die Zeit finden, sich um sein eigenes Geschäft zu kümmern. Dicht neben ihm spielte ein Leierkasten. In der Ferne ließ sich Trommelschlag vernehmen; er aber hörte ihn nicht. In seinen Gedanken versunken stand er da, während Hunderte von Leuten an ihm vorüber gingen.

Hätte er Polly nicht so viel Vertrauen geschenkt, sagte er sich, wäre alles ganz anders gekommen. Aber sie schien ihm eben nicht so wie andere Weiber zu sein. In seinen Gedanken hatte er sie stets mit Erinnerungen aus seiner Heimat verbunden, insbesondere mit seiner Mutter, seiner einzigen Verwandten, die bereits sechs Fuß unter der Erde lag. Und jetzt hatte sie ihn hintergangen, weil er — arbeitslos war, sie hatte ihn verlassen für einen Mann, der sein geregeltes Einkommen hatte.

Er betrachtete sich seinen zerrissenen Anzug und seine alten durchlöchernten Stiefel. Polly hatte sich vor ihm gelehrt und war vor ihm bis an den äußersten Rand des Trottoirs zurückgewichen. Nun wohl, er sah ja wie ein Landstreicher aus, daran war ja kein Zweifel; aber es war doch nicht seine Schuld. Seitdem er damals in einem guten Anzuge mit zwei Koffern zu Mrs. Elwin gekommen war, hatte er sich

unablässig bemüht, Arbeit in seinem Gewerbe zu finden. Wenn aber sogar Zimmermeister wie Reeson ins Arbeitshaus gehen mußten, was blieb ihm dann übrig? War er doch nur ein Dorf-Handwerker.

Auf einmal war es ihm, als ob er Polly in ihrem Zimmer, in dem er sie zum erstenmal gesehen hatte, über ihre Arbeit gebeugt sitzen sähe. Dort hatten sie manch glücklichen Tag zusammen verbracht, und von dem kleinen Hause, das sie in Hackney mieten wollten und in das täglich der Schlächterbursche kommen sollte, geplaudert. Jetzt würde er sie nie mehr wiedersehen; sie hatte ihn betrogen; jetzt sitzt gewiß jener William Ford bei ihr; jetzt wird sie dieser Kerl küssen; dieser Kerl —

Er ging weiter und schlug den Weg nach der Wohnung des „Klassenleiters“ ein; er hatte nicht übel Lust, dem gottesfürchtigen jungen Mann das Genick zu brechen, um wenigstens etwas zu thun.

Aber sein Körper war zu sehr geschwächt, und er selbst fühlte sich auch zu unwohl, als daß solch leidenschaftlicher Eifer bei ihm festen Fuß fassen konnte. Er blieb wieder stehen, lachte und murmelte vor sich hin: „Die kleine Schlange.“

Dann sah er sich nach einer „Destille“ um, denn er fühlte, daß er etwas „Geistiges“ zu sich nehmen müsse. Er wußte, daß der Schnaps seinen Körper neu beleben und sein Bewußtsein ertönen würde. „Und schließlich“, sagte er sich, „bin ich ja doch am meisten zu tabeln. Warum hab' ich der kleinen Schlange so sehr vertraut?“

Mit diesen Worten, die er vor sich hin sprach, stieß er die Thür eines Schnapsladens auf und trat auf den Schenktisch zu, an dem wohl ein halb Duzend Männer und Frauen stehen mochten. „Sie wünschen mein Herr?“ fragte das Büffettfräulein.

Er fuhr mit der Hand in die Tasche, zog sie aber ganz verdrückt wieder heraus und verließ das Lokal. Hinter sich hörte er die Sticheleien der Männer und das Gelächter der Frauen. Draußen auf der Straße hüllte ihn die feuchte Luft förmlich wie eine Decke ein, und mühsam schleppte er sich bis an den nächsten Laternenpfahl. In seiner nächsten Nähe befand sich eine Schaubude, vor der Männer standen, die mit bloßen Schwertern hantierten, um das Publikum zur Beschäftigung des Armes, der kein Fleisch hatte und nur aus Knochen bestand“ anzulocken, „etwas, das jede Mutter sehen müßte“. In heutiger Zeit rentiert es besser, als Mißgeburt auf die Welt zu kommen wie als ein Mann, der außer seinen gefunden Gliedern nichts weiter besitzt. Die Mißgeburt braucht nur still zu stehen und sich angaffen zu lassen, und kann dabei leicht 5 Pfund den Abend verdienen, während der Mann mit den gefunden Gliedern nur Ware auf dem Arbeitsmarkt ist, die seinen Absatz findet. Der Junge mit dem „Knochenarm“ zeigte sich auch außerhalb der Bude; er war à la Buffalo Bill gekleidet und balancierte einen Spieß auf seinem Kinn. Er ging dann wieder in die Bude hinein, um dort noch andere Heldenthaten zu vollbringen, und das Volk strömte in Scharen herein, um das zu sehen, „was jede Mutter sehen müßte“.

Jos ging an der Schaubude vorüber, ohne hinein zu sehen. Männer und Frauen raunten ihn an, aber er beachtete es nicht. Er bemerkte weder die alten Weiber, die Fische und Schweinsfüße verkauften, noch die alten Männer, die Schnürsenkel und Kragnstöpsel ausriefen; ebenso wenig die Verkaufsstände, auf denen billige Waren und allerlei Kram feilgehalten wurden, auch nicht die Zeitungsjungen und die Straßenreiniger. Er fühlte sich krank und ganz hoffnungslos. Polly war noch das letzte Glied gewesen, das ihn mit seiner Vergangenheit verband, einer Vergangenheit, die von der Gegenwart, in der er sich befand, so verschieden ist wie das Licht von der Finsternis. Und jetzt hatte sie ihn hintergangen. Es war zu spät, um nochmals von neuem anzufangen, und er hatte nicht mehr Kraft genug, um den Kampf gegen „sein Unglückliches Schicksal“ (er schrieb „unglückliches“ mit einem großen „U“) wiederholt aufnehmen zu können. Immer und immer hatte er sich wiederholt: „Wenn nur Gott der Allmächtige mir Arbeit geben will, dann will ich gar nichts weiter von ihm erbitten“ — und nichts war dabei herausgekommen.

Das Unglück hatte ihn in den Schnapsladen getrieben, wie es ja täglich Leute dahin führt, die „außer Arbeit“ sind, „für deren Dienste man keine Verwendung hat“. Er lehnte förmlich nach Schnaps. Seit jenem Tage, an dem die Frau des Dockarbeiters ihm für drei Pence Schnaps geholt hatte, hatte sich seiner ein unwiderstehliches Verlangen nach geistigen Getränken

benächtigt. Wie der Dockarbeiter meinte: Er hatte sich so sehr dem „Suff“ ergeben, als ob er ihn von Vater oder Mutter geerbt hätte.

Er setzte seinen Weg fort und wurde plötzlich von der Frau des Dockarbeiters angesprochen:

„Ah, sieh da, Mr. Coney, warum haben Sie sich denn so lange nicht sehen lassen? Was haben Sie denn mit Ihrem Auge gemacht?“

„Wie geht's Ihrem Kinde?“ fragte Jos.

„Danke, recht gut. Bitte, kommen Sie doch mit und bleiben Sie zum Abendbrot bei uns. Mein Mann wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Kommen Sie doch, Mr. Coney.“

Jos schüttelte den Kopf und ging weiter. Vor einem Zimmer, in dem ein großes Bett stand, blieb er stehen. Auf dem Bette lagen sechs Männer und daneben stand ein altes chinesisches Weib, das Pfeifen mit Opium füllte. Jos hatte auch ganz gern einmal dieses Betäubungsmittel versucht, er hatte aber kein Geld mehr, um sich eine Pfeife voll zu kaufen, und so blieb er denn vor dem zerbrochenen Fenster nicht länger stehen und ging weiter. Er kam jetzt in ein Gäßchen, das so schmal war, daß man nur noch gerade hindurch gehen konnte. Das Gäßchen führte in einen Hof, auf dessen einer Seite mehrere verfallene Häuser standen und dessen andere Seite eine Mauer begrenzte. Heute, die von ihrem Wirte ermittelt worden waren, schliefen hier unter einem Zelte. Ueber die Mauer konnte man in den jenseits derselben fließenden Kanal sehen, und während Jos hineinsah, brachten zwei Weiber aus dem Hause einen Matrosen geschleppt. Die eine hielt ihm am Kopf, die andere an den Beinen, sie hoben ihn über die Mauer und ließen ihn auf die Brustwehr gleiten.

„Vom Opium betäubt!“ sagte Jos zu sich. „Mich soll's nur wundern, ob er hier liegen bleiben oder ins Wasser fallen wird.“

Aus dem Gäßchen schritt er heraus und kam an dem Hause vorbei, in dem die „Ostend-Gräfin“ wohnte. Es war dies eine Frau, die schon seit zwanzig Jahren nicht mehr das Licht des Tages gesehen hatte. Die halbe Straße und ein großes Wirtshaus an der Straße gehörten ihr, und mit einer Menge von Katzen, Feln und Papageien teilte sie ihre Wohnung. Einer ihrer Lieblingshunde war eines schönen Tages von der vorhin erwähnten Mauer ins Wasser gestürzt, und ein Zechbruder von ihr hatte ihn wieder herausgeholt. Diesen Zechbruder setzte sie als Wirt der ihr gehörigen Kneipe ein, und dort trank er sich zu Tode. Nach ihrem Tode wird ihr Besitz auf einen Neffen übergehen, der ebenso dem Trunke ergeben ist. In ihrer Jugend war sie von ihrem Liebhaber betrogen worden, und seit diesem Tage hat sie nie wieder das Licht der Sonne gesehen. „Wenn ich von einem Manne so behandelt worden wäre,“ hatte das Tischläschen einmal zu Jos gesagt, „hätte ich mir das Leben genommen.“ (Fort. f.)

Eine Neugier.

Aus dem Kleinerussischen des W. Stefausk.

Das ganze Dorf spricht von der Neugier: Grys Pietuschy hat sein kleines Mädchen im Fluß ertränkt. Auch die Ältere hat er ertränken wollen, aber die hat geweint und um ihr Leben gebeten.

Seit dem Tode seiner Frau war dem Grys das Dasein schwer geworden. Ohne Frau konnte er absolut nicht mit den Kindern fertig werden. Heiraten wollte ihn niemand, obwar nicht gerade die Kinder ein Hindernis gewesen wären, um eine Frau zu finden — aber die bittere Armut! Zwei Jahre schlug sich der arme Grys allein mit den kleinen Kindern durch. Im Dorfe wußte man nicht, wie er eigentlich lebte, wie er sich einrichtete; nur die allernächsten Nachbarn wußten etwas davon. Sie erzählten, daß Grys den ganzen Winter hindurch kein Feuer gemacht hatte und daß er die Tage und Nächte mit seinen Kindern auf dem Backofen gelegen war.

Und jetzt spricht das ganze Dorf vom Grys. Am späten Nachmittage war er nach Hause gekommen und fand seine Kleinen am Ofen.

„Vater, wir wollen essen,“ sagte Handsjunja, die Ältere. „Was soll ich Euch geben? Mich könnt Ihr essen! Da ist Brot! Stopt Euch die Magen voll!“

Grys gab den Kindern ein Stück Brot.

„Zur Welt hat sie Euch gebracht und Euch dann mir überlassen. Die Erde soll ihr keine Ruhe geben! — Jrgendwo schlecht ja die Best herum . . . verflucht soll sie sein! . . . Zu uns aber kommt sie nicht! Selbst die Best fürchtet sich vor dieser Hütte.“

Die Mädchen hörten nicht, was der Vater da redete. Sie saßen still auf dem Herd und aßen ihr Brot. Man konnte sie nicht ansehen, ohne Schrecken und Mitleid zu empfinden. Der liebe Gott mochte wissen, wieso diese winzigen Knöchelchen zusammenhielten! Nur vier schwarze Augen waren noch lebendig. Und es schien, als wären diese Augen schwer wie Blei und der Wind würde ohne diese schweren Augen die Kinderkörperchen wie Flaumen in die Höhe wirbeln. Sie aßen das trockne Brot, und die kleinen Knochen ihrer Gesichter knirschten, als wollten sie zerbrechen.

Auf der Bank sitzend, schaute Grys zu ihnen hinauf. Er dachte: „Tote! . . .“ und er schauerte zusammen. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Er bekam ein Gefühl, als wäre ein schwerer Stein auf seine Brust gepreßt. Die Kleinen kauten an dem Brot und Grys war auf die Erde gesunken und hatte zu beten begonnen. Aber immerfort zog es ihn, auf die Kinder zu schauen und unaufhörlich wiederholte es in ihm: „Tote! . . .“

Einige Tage hindurch fürchtete er sich, in seiner Wohnung zu bleiben. Er ging von einem Nachbar zum andern, und die erzählten später, wie verblüht er gewesen war. Sein Antlitz wurde ganz fahl. Seine dunkel umrandeten Augen waren tief in die Höhlen zurückgetreten, als schauten sie nicht auf die liebe Gotteswelt, sondern auf den Stein, der seine Brust zerdrückte.

Eines Abends kam Grys nach Hause und kochte Erdäpfel. Nachdem er sie gegessen hatte, warf er sie auf den Ofen, daß die Kinder davon essen konnten. Als sie alles verzehrt hatten, jagte er zu ihnen:

„Kommt herunter . . . wir gehen einen Besuch machen!“

Die Mädchen krochen vom Ofen herab. Grys zog ihnen zerlumpte Kleidchen an, nahm die kleine Dokja auf den Arm, die ältere Handsjunja bei der Hand und verließ das Haus. Eine lange Weile ging er das Thal entlang, dann stieg er auf einen Hügel. Unter ihm lag der Fluß, schon beleuchtet, ruhig und schimmernd wie Quecksilber. Es schauerte Grys. Von diesem schimmernden Fluß atmete Kälte auf ihn. Der Stein, der ihn drückte, wurde schwerer und schwerer. Er vermochte kaum zu atmen, und es machte ihm Mühe, die kleine Dokja zu tragen.

Er stieg in das Thal hinunter. Seine Zähne knirschten und das Echo wiederholte dieses Knirschen. Grys war es, als würde ein feuriger Riemen seine Brust zusammenschüren, und es brannte ihn das Herz und der Kopf.

Als er an den Fluß gelangte, konnte er schon nicht mehr langsam gehen. Er ließ Handsjunja und lief mit Dokja am Arm. Handsjunja lief ihm nach. Er nahm Dokja an beiden Händen, schwang sie schaukelnd und warf sie ins Wasser.

Dann wurde ihm leichter, und er fing an, mit sich selber zu reden.

„Ich werde den Herren Richtern sagen, daß ich mich unmöglich einrichten konnte. Nichts ist zum Essen da, nichts zum Selzen. Niemand ist da, um die Wäsche zu waschen, die Köpfe zu kämmen . . . gar nichts ist da! Ich nehme meine Strafe an, weil ich schuldig bin . . . nun ja . . . auf den Galgen!“

Und neben dem Grys stand Handsjunja und redete zur gleichen Zeit wie er, und redete ebenso rasch:

„Vater, ertränkt mich nicht! Ertränkt mich nicht, ertränkt mich nicht!“

„Nun, wenn Du so bittest, ertränke ich dich nicht . . . Aber es wäre doch für Dich besser! Meine Strafe bleibt dieselbe, ob für eines oder für zwei . . . Bis Du groß wirst, wirst Du ein bitteres Leben haben; und bis Du groß bist und als Amme unterkommst, wird es Dir wieder bitter sein! Wie Du willst!“

„Ertränkt mich nicht, ertränkt mich nicht!“

„Nein, nein, ich thue es nicht! Ich sage Dir aber, der Dokja wird es besser sein als Dir . . . Nun was? Geh' in das Dorf zurück, und ich gehe in die Stadt, mich anzuzeigen. Schau, daß Du nicht verirrst! Geh' diesen Pfad da, geh' bis auf den Gipfel des Hügel, von da kommst Du zur ersten Hütte; geh' hinein und sage so und so: Der Vater hat mich ertränken wollen, aber ich habe ihn gebeten, mich zu schonen, und jetzt komme ich, Sie zu bitten, daß Sie mich übernachten lassen. Und dann, am Morgen, sagst Du: Möchten Sie mir nicht einen Dienst verschaffen? . . . Zu Kindern? . . . Nun, wenn Du gehen willst, dann gehe. Es wird sonst spät!“

Und Handsjunja ging. Handsjunja, komm' zurück! Nimm den Stock. Triffst vielleicht auf einen Hund, der Dich beißen will. Mit dem Stock ist es sicherer.“

Handsjunja kehrte um, nahm den Stock und ging dem Dorfe zu. Grys kramte seine Pöse auf und wollte den Fluß durchwaten, denn die Stadt lag in dieser Richtung. Er trat schon in das Wasser. Aber da überkam ihn Grauen. Er wurde ganz kalt.

„Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Vater unser, der du bist in dem



Himmel . . .", lispelte er in seiner Angst, kehrte zurück auf das Ufer und ging zur Brücke . . . Amen!

(W. A.-Stg.)

Ueber den Menschenaffen

von Java macht Professor Ernst Haeckel in der Septembernummer der Dtsch. Anthr. interessante Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen:

Das interessanteste Exemplar eines Menschenaffen war ein junger Gibbon, den Haeckel in Buitenzorg auf Java mehrere Monate hindurch lebend in seiner Wohnung beobachten konnte. Ich erhielt denselben von dem Sohne meines verstorbenen Freundes Wilhelm Freyer als Geschenk, schreibt der berühmte Gelehrte. Die Art der Gattung Gibbon, zu der mein kleiner Freund und Primaten-Vetter gehörte, findet sich ausschließlich auf Java und führt den wissenschaftlichen Namen *Hylobatus leuciscus*. In der Naturgeschichte wird er als „Moloch“ oder „schgrauer Gibbon“ aufgeführt. Die Eingeborenen nennen ihn „Da“ nach den charakteristischen Lauten, die er gewöhnlich mehrmals hinter einander ausstößt. Das kleine Tier ist in aufrechter Stellung kaum 1 Meter hoch und hat im ganzen die Statur eines zarten, sechsjährigen Kindes, jedoch ist der Kopf im Verhältnis viel kleiner, die Taille schlanker, die Beine sind kürzer, die Arme viel länger. Die Gesichtsbildung des Da ist viel menschenähnlicher, als die des Orang. Mich erinnerte seine Physiognomie an einen banteroten, von schweren Sorgen geplagten Bankdirektor, der mit gerunzelter Stirn über die Folgen des großen Krachs nachdenkt. Sehr auffallend war das Mißtrauen, das unser Da gegenüber allen weißen Europäern behielt; sowohl Prof. Krebs als mich betrachtete er stets mit Argwohn, dagegen schloß er bald intime Freundschaft mit den braunen Malaien unseres Hauses und besonders mit den kleinen Kindern. Ganz besonders liebte er einen kleinen häßlichen sechsjährigen Jungen, den wir wegen seines dicken Kopfes und seines breiten Mundes scherzweise Frosch oder Rana nannten. Die beiden Freunde konnten stundenlang zusammen auf dem Rasen sitzen und sich eng umfaßt halten. Da schlug seinen langen Arm um den Hals des Rana, während dieser den Leib des Affen umarmte. Auf der Erde ging Da stets aufrecht auf den Hinterbeinen, während die Arme, feillich horizontal ausgestreckt, als Balanziergewicht benutzt wurden. Niemals berührte er bei seinem behenden Lauf den Boden mit den Händen, wie der Orang und der Schimpanse, niemals kroch er auf allen Vieren. Mit besonderem Behagen streckte sich Da, wenn er sich müde geturnt hatte, auf den Rasen aus und ließ sich die Tropensonne auf den Leib scheinen. Dabei legte er gewöhnlich einen Arm unter den Kopf und nahm genau dieselbe Lage an, wie ein müder Wanderer, der sich unter dem Schatten des Baumes auf den Rücken legt. In großen Born geriet er, wenn ich ihm besondere Leckerbissen hinhielt, ohne daß er sie ergreifen konnte; er schrie dann wie ein unartiges Kind so lange, bis ich ihm das Gewünschte gab.

Die Laute, die er in solchen Affekten des Jornes und Aergers von sich gab, bestanden in einem gellenden oft wiederholten „Quih—Quih—Quih“; sie waren ganz verschieden von dem gewöhnlichen „Da—Da—Da“, das er in verschiedener Betonung zum Ausdruck verschiedener Gemütsbewegungen verwendete. Einen dritten Laut, einen gellenden Schrei, stieß er aus, wenn er plötzlich in Schrecken verfiel wurde, so einmal, als ich Miene machte, ihn in einen Bach zu werfen. Die Sprache der Menschenaffen ist zwar nicht reich an verschiedenen Lauten, diese werden aber so ausdrucksvoll moduliert, so verschieden in Bezug auf Tonhöhe, Stärke und Zahl der Silbenwiederholungen angewendet, dazu noch durch mannigfaltige Gesten, Handbewegungen und Mienenpiel so sinnfällig erläutert, daß der länger mit ihnen vertraute Beobachter daraus ganz bestimmte Schlüsse auf Wünsche und Empfindungen ziehen kann. So gebrauchte mein sanfter Hausgenosse seinen gewöhnlichen Laut „Da“ so verschieden, daß ich eine ganze Anzahl verschiedener Vorstellungen und Gemütsbestimmungen daraus erraten konnte. Wenn er sich besonders wohl fühlte, klang das sanfte „Da“ wie das behagliche Schurren einer Katze; wenn er zum Vergnügen turnte, hatte das helle „Da“ einen jauchzenden Klang; wenn er nach Futter verlangte, klang es fordernd; wenn er fremde Besucher sah, mißtrauisch fragend. Ja, er hielt sogar in stillen Stunden, auf seiner Kiste sitzend, mit leiser Stimme Selbstgespräche, indem er von Zeit zu Zeit bald nur einmal, bald langsam zwei oder dreimal hintereinander ein feuszendes „Da“ ertönen ließ.

Außer Milch und Kalao trank er auch gern süßen Wein und war dann ebenso angeheitert, wie es seit Noahs Beispiel bei uns Menschenkindern der Fall ist. Becher und Tassen umfaßte er geschickt mit beiden Händen und trank daraus wie ein Kind. Pfang und Drangen schälte er genau so, wie wir es gewohnt sind; während er die Frucht mit der linken Hand festhielt, ent-

fernte er mit der rechten geschickt die Schale und biß dann ein Stück nach dem andern ab.

Die meisten Malaien betrachten sowohl den Gibbon als den Drang-Utan nicht als gewöhnliche Tiere. Die einen halten sie für verzauberte Menschen, die anderen für Missethäter, die zur Strafe in Affen verwandelt wurden, noch andere für Menschen, die auf der Seelenwanderung begriffen sind. Eine von der malayischen Frauen unseres Hauses erzählte folgende Geschichte. Zwei Kinder zogen mit ihrer Tante Da in den Wald. Beim Früchtesuchen verloren sie ihre Führerin und konnten sie nicht finden; tagelang riefen sie vergeblich „Da! Da!“ Immer tiefer im Walde verirrt, suchten sie schließlich Schutz auf den Bäumen wie sie es von den Affen sahen. Ähnlich nahmen sie auch deren Lebensweise an und nährten sich nur noch von Früchten. Die menschliche Sprache lernten sie ganz, und nur der gewohnte flagende Ruf blieb übrig. Später heirateten sich die beiden Geschwister und wurden die Stammeltern der heutigen Gibbons.

Litteratur.

Von der **Kommunalen Praxis**, Zeitschrift für Kommunalpolitik und Gemeindefozialismus (Dresden, Verlag Raden u. Co.) ist uns soeben die Nr. 16 des 1. Jahrganges zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nr. heben wir hervor: Das Kommunalwahlrecht in Halle. — Kommunalprogramme (Das heftige Kommunalwahlprogramm). — Kommunales Wahlrecht (Mehr Schutz für das Wahlrecht. Vierklassenwahlrecht?). — Arbeiterverhältnisse (Ein Gewerbegericht für Neu-Weissenfee. Bauarbeiterverhältnisse und Wohnungsnot. Städtische Arbeiterausschüsse in Köln. Städtische Arbeiterverhältnisse in Dresden zum Bauarbeiterchutz. Organisation der städtischen Bediensteten in Stuttgart). — Wohnungsweisen (Der richtige Standpunkt! Die Wohnungsnot in Hamburg. Wohnungsjammer in Hirschberg. Die Wohnungserhebung der Stadt Nürnberg. Wohnungsbeaufsichtigung in München). — Gas, Wasser, Elektrizität, Straßenbahnen (Die Straßenbahngesellschaft zu Nürnberg-Fürth). — Bildungswesen (Fortbildungsschulwesen in Frankfurt a. M. Schulbäder her! Zur Simultanschulfrage in München). — Gesundheitswesen (Der Milkrieg in Berlin. Das verheute Kinderhospital in Berlin. Schulärzte in Danzig. Gesundheitskommission und Wohnungsfrage). — Rundschau (Die Bevölkerungszunahme in Stadt und Land. Mißstände im städtischen Obdach zu Berlin. Fürsorge für Gemeindebeamte. Auf dem Krankenkasentage. Die städtische Bevölkerung Sachsens. Bürgerliche oder rechtskundige Bürgermeister etc.

Das Musterkorps am Main.

Es steht ein Kommandeur am Main,
Der ist gar sittsam, hold und rein.
Er hat auch Generale,
Die stehen stramm um ihn herum
Und singen laut Choräle.

Dabei ist auch ein Adjutant,
Der einft bei den Fusaren stand.
Wenn Rauch und Pulver qualmen,
Dann klemmt er sein Monocle ein
Und singt — ah — fromme Psalmen.

Da ist auch ein Avantagieur,
Der hatte folgendes Malheur:
Er sang einmal beim Rasen
Von einem Wirtshaus an der Lahn —
Schwapp, kam er in den Kasien.

Da ist ein Unteroffizier,
Der die Rekruten drückt mit Bier.
Dem dümmsten von den Kerlen
Singt er gar sanft das Liedlein vor:
„Du hast Diamanten und Perlen.“

Erz'Lenz hat einen Tambour auch,
Der schläft des Nachts nach altem Brauch,
Und soll's ans Aufstehn gehen,
Dann singt er erst noch schnell im Bett:
„O Thäler weit, o Söhnel!“

Erz'Lenz hat einen Burschen, el,
Der stammt weit aus der Polackel,
Wenn er mit seiner Ruhme
Zum Tanze geht, besingt er sie:
„Du bist wie eine Blume.“

Es ist kein Korps so keusch und rein
Wie das in Frankfurt an dem Main.
Die andern müssen schämen
Sich rings im Reiche, möchten sie
Sich dran ein Beispiel nehmen!

Bladderadsch.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Däumig in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.